

Friedrich Elanthy

USA

*Come
Scharn*

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

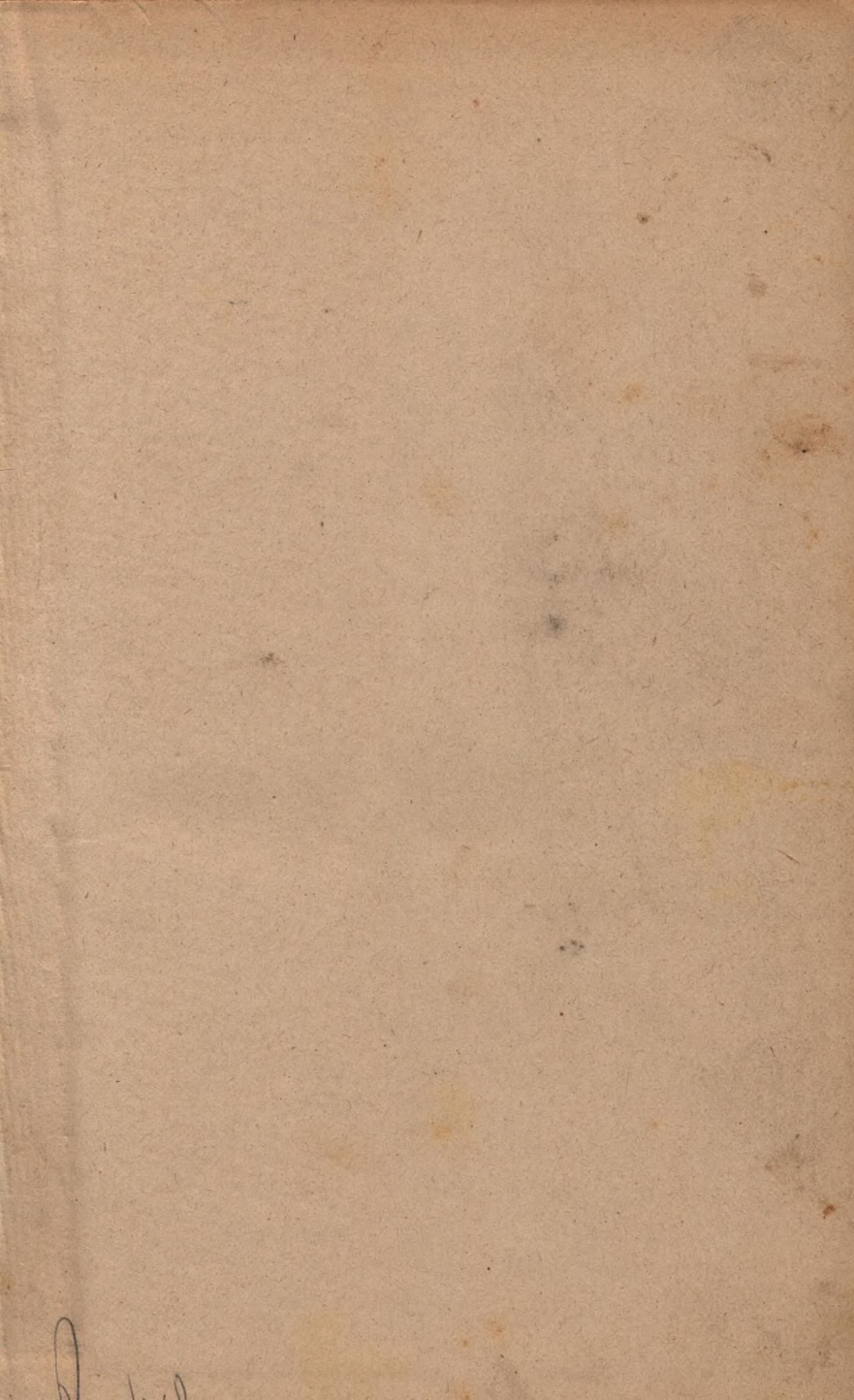
Ein Mann heiratet ein neun-jähriges Mädchen — ein vom Staat bestellter Beamter hat die rechtsgültige Ehe geschlossen. „Wir haben den höchstbezahlten Arbeiter der Welt — sechs Dollar Stundenlohn“, schreien die Zeitungen. Aber sie verschweigen, daß er nur 3 Stunden täglich arbeiten kann und ein Todeskandidat ist, dessen Ausbeutung kein Schutzgesetz hindert. Durch die Provinzstädte ziehen seltsame „Kunstinstitute“, die in einer Revue Gattenmörderinnen, Giftmischerinnen und Gangsterliebchen vereinigen; keine Staatsgewalt schreitet gegen diese Geschäfte mit dem Grauen ein.

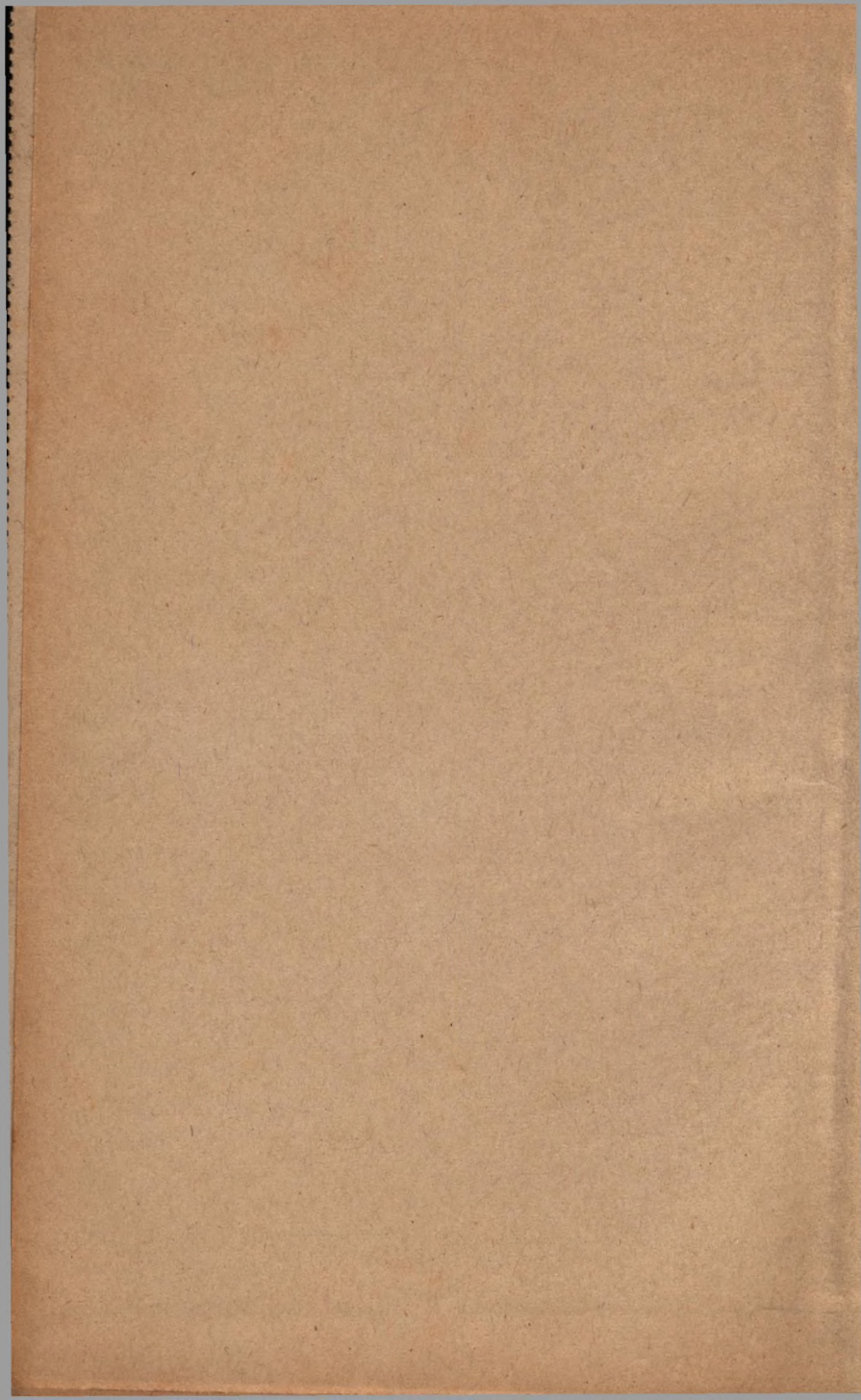
Als Photomodelle müssen Tausende junger Mädchen durch einen Sumpf des Lasters gehen; ein geschäftstüchtiger Manager vermietet Männer nach Tarif; 500 000 Kinder irren heimatlos, dem Verbrechen überantwortet, über die Landstraßen; ein ganzer Staat lebt von der Scheidung; über Coney Island, dem „Paradies der Sinne“, lagert der Brodem einer amüsierlustigen Menge.

In einer Folge mitreißend lebendiger Szenen entsteht „USA. ohne Scham“.



FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN







USA. ohne Scham

F R I E D R I C H E L A R T H

USA. ohne Scham

ZEITBILDER
AUS DEN VEREINIGTEN STAATEN

1 9



4 2

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

Copyright 1942 by Franz Müller in Dresden
Auch jeder Teilabdruck bedarf der besonderen Genehmigung des Verlages
Printed in Germany
Druck und Buchbinderarbeit  Großdruckerei Franz Müller, Dresden A 1
Verlags-Nr. V 1017

I N H A L T

Vorwort	9
Geschäfte mit dem Grauen	11
Das Paradies der Sinne	25
Sechs Dollar Stundenlohn — für einen Todes- kandidaten!	37
Nach der Trauung — ein Puppe	51
Ein Staat lebt von der Scheidung	61
Die Goldgräberinnen von Miami	73
Seine Majestät das Kind	87
Kinder der Landstraße	99
Venus im Stundenlohn	109
Sport? — Ein Millionengeschäft!	119
Männer nach Tarif	129
Schnee im Hochsommer	139
Zwölftausend Morde in einem Jahr	153
Die Kreise der jungen Mädchen	163
Der große goldene Dom	179
Ein alter Trick: „Hab' kein Kleingeld!“	187
„Eier-Charleys“ seltsames Reich	201

DAS VORWORT

gab Präsident Roosevelt,
der am 21. September 1939
vor dem Kongreß der USA
erklärte:

„Wir von den
Vereinigten Staaten
sind ein Volk, das
vor Gott im Lichte
der Menschheit
wandelt.“



Geschäfte mit dem Grauen

Und was, Mister Clifford, was ist nun der Zweck Ihres Besuches in unserer aufstrebenden und, wie ich wohl versichern kann, kunstsinnigen Stadt?"

Bescheiden rutschte Mike Rogers auf der Stuhlkante hin und her. Überlegen lächelnd sah der gewaltige Fettkloß, der auf der Veranda des „Hotel Astor & Vanderbilt“ den einzigen unbeschädigten Schaukelstuhl in ächzende Bewegung setzte, auf den kleinen Mann herab, der in diesem Ort die „siebente Weltmacht“ verkörperte.

Denn Mike Rogers war nicht nur der Verleger, Drucker, Chefredakteur des „Adler von Thompsonville“, sondern zugleich sein erster und einziger Reporter und in dieser Eigenschaft gekommen, Herrn James Clifford zu interviewen und nach Ziel und Zweck seines Besuches zu fragen.

„Was also“, wiederholte er seine Frage, „was haben Sie uns zu bieten? Sind verwöhnt, unsere Leute, wenn wir auch ein wenig hinter dem Walde wohnen verirrt sich doch immer wieder mal ein Kunstinstitut zu uns haben uns erst im letzten Winter köstlich amüsiert in Antonio Pratts Abnormitäten-Schau tolle Sache, da nach siebzig Jahren einen toten Präsidentenmörder zu zeigen haben uns herrlich amüsiert“

Luke Clifford lachte, daß sein Bauch unter dem

Leibriemen auf und nieder hüpfte. Ein häßliches Lachen der Verachtung. „Ha“, schnaufte er, „der gute Pratt mit seiner Mördermumie sind ja schon die Motten drin muß immer zu Heu und Seegras nachstopfen nee, wär' nicht mein Fall, immer mit einem Mörder im Auto zu reisen wenn's auch ein toter ist und man ihn des Nachts in den Kasten legen kann“

„Ja“, unterbrach ihn der kleine Rogers, der dienstbeflissen einfiel, „und Essen braucht er auch nicht sparsamer Mann, der alte Mörder“

Im letzten Winter allerdings, da hatte Mike keineswegs mit Hohn und Verachtung von der Attraktion geschrieben, die „Antonio Pratts Abnormitätenschau“ der verehrlichen Einwohnerschaft von Thompsonville im Staate Nord-Carolina geboten hatte. Herr Pratt war allerdings auch so vorsichtig gewesen, sich des Wohlwollens der örtlichen Presse durch die Vorauszahlung einiger halbseitiger Inserate zu versichern, was Mike Rogers bewogen hatte, auf einer weiteren halben Seite in zwar unbeholfenen, aber von Kunst-eifer durchglühten Sätzen den unbezahlbaren Segen so hoher Kulturmission zu preisen.

Ein längerer Besuch in Herrn Pratts Schau sei, hatte er damals geschrieben, von nicht zu leugnendem historischen Wert und für manchen Mitbürger eine willkommene Gelegenheit, die gewaltigen Lücken in seiner Kenntnis der Geschichte des Landes zu schließen.

Zwar sei auch Antonio Pratt nicht in der Lage, seinen Gästen den lebenden Präsidenten Lincoln, den guten alten Abe Lincoln, den Sklavenbefreier, vorzustellen, aber dessen toter Mörder sei auch nicht zu verachten. Mancher entsinne sich wohl noch dunkel,

daß Abe Lincoln am 14. April des Jahres 1865 in Fords Theater zu Washington ermordet wurde. Von einem Schauspieler, einem gewissen Booth. Dieser Mörder sei dann nach langer Hetzjagd von Polizisten in einer Scheune umstellt und dort abgeknallt worden. Ja, und dann sei er begraben, eigentlich nur eingescharrt worden. Damit sei aber seine Laufbahn keineswegs beendet gewesen. Im Gegenteil — da habe sie erst begonnen. Denn der Vater des Herrn Pratt, ein damals junger, kühn unternehmender Agent und Kommissionär für alle möglichen Geschäfte, habe den zerschossenen Leichnam dieses Boot gegen mäßige Gebühren erworben, ausgegraben und von einem berühmten Präparator wilder Tiere mumifizieren und ausstopfen lassen. Gegen Zahlung eines ebenfalls geringen Eintrittspreises habe man damals schon den ausgestopften Mörder betrachten können. Zu wahrem Glanz habe allerdings erst Antonio, der Sohn, das Geschäft erhoben. Um auch den entlegensten Orten noch den einzigartigen Kunst- und Kulturgenuß dieser Schaustellung zu sichern, habe er den von seinem hochbetagt und wohlhabend gestorbenen Vater geerbten Mörder einen Wohnwagen gebaut, mit dem der tote Booth nun von Ort zu Ort fahren könne was er bei Lebzeiten nie getan hätte. Weil es damals — so hatte Mike Rogers für die ganz Dummen hinzugefügt — noch gar keine Autos gegeben habe

Ja — so hatte der „Adler von Thompsonville“ diesen grauenhaften Kunstgenuß gepriesen, der vor einigen Jahren tatsächlich die kleineren Orte zahlreicher Staaten der Union unsicher machte. Ob der vertrocknete Leichnam, auf dessen verstaubter, zerschlissener Kleidung man die Blutflecke immer wieder

mit roter Tinte erneuerte, nun wirklich einst der Mörder Lincolns war oder irgendein anderer, der vielleicht am Wege gestorben war — das bleibt belanglos. Grauensvoll und sittlichen Tiefstand anzeigend ist allein die Tatsache, daß dieser Kadaver jahrelang den naiven Bewohnern der Provinzstädte unter blutrünstigen Erklärungen gezeigt wurde, daß die Menschen in Scharen herbeiströmten, den ausgestopften Mörder ihres Präsidenten zu sehen, und daß es in ganz USA. keine einzige Behörde gab, die die Macht, den Mut und den Willen hatte, diesen scheußlichen Unfug zu verbieten.

Damals also hatte Mike Rogers „Antonio Pratts Abnormitätenschau“ gepriesen. Heute stimmte er pflichtschuldig in Cliffords Hohngelächter ein. Denn auch dieser Verkünder westlicher Kultur hatte das Wohlwollen der Presse von Thompsonville bereits durch einen fetten Inseratenauftrag erworben.

„Ha“, schnaufte er noch einmal. „Ein toter Mörder, in dem die Motten Versteck spielen aber meine lebenden Weiber Mike, ich sage Ihnen, wenn Sie Rosie erst sehen — sie tritt in der zweiten Abteilung der Schau auf — dann wünschen Sie nichts mehr, als ebenfalls von ihr mit Blausäure vergiftet zu werden mehr sag ich nicht also, bis zum Abend, mein Lieber“

Seine fleischige Rechte schwenkte zwei bunt bedruckte Zettel, die der kleine Mike rasch ergriff und in der Tasche barg.

Es waren die „Ehrenkarten“, die ihm gestatteten, in der ersten Reihe von Gus Masons Saalbau der Vorführung der Wunder beizuwohnen, die Herr Luke Clifford in die Stadt gebracht hatte.

Als Rogers auf den Zetteln noch las, daß der Inhaber überdies berechtigt sei, in den Pausen die Künstlerinnen in der Garderobe aufzusuchen, da war er schon fest entschlossen, sich diese treffliche Gelegenheit, mit der Kunst in Berührung zu kommen, nicht entgehen zu lassen, vorsichtshalber jedoch seine Frau zu Hause zu lassen.

Worauf dieser Repräsentant der „siebenten Weltmacht“ in seine Redaktion eilte, in der neben seinem wackeligen Schreibtisch sein Bett stand, weil der andere und letzte Raum seines Verlagsgebäudes, die Küche, nur noch Platz für das Schlafsofa der Frau Gemahlin bot.

Er ging an die Arbeit. Einen schon fertigen Artikel über das erneute Absinken der Milchpreise im Staate Nord-Carolina schmiß er hinaus, um dafür seine Mitbürger in einer geradezu beschwingten Ansprache auf die erlesenen Genüsse von „Luke Cliffords gigantischer Varieté-Schau“ hinzuweisen und dabei besonders den Umstand zu erwähnen, daß die „Sammlung seltsamer, ihren Leidenschaften erlegener Menschen“ schon eine jahrelange, erfolgreiche Tournee durch die Agrarstaaten des Mittleren Westens hinter sich hatte

Am Abend war ganz Thompsonville zur Stelle. Keine Maus hätte mehr in Masons „Saalbau“, der einer seit Jahrzehnten nicht ausgestaubten Scheune glich, hineinschlüpfen können. Kopf an Kopf standen sie hinten auf der Galerie, und selbst an Masons Theke drängten sie sich so dicht, daß der eilig engagierte Mixer kaum Platz hatte, die gefüllten Gläser auf den Tisch zu stellen.

In der ersten Reihe, zwei Meter vor dem Podium,

saß Mike Rogers. Das Notizbuch hielt er in der Hand, den gezückten Bleistift dazu.

Das Spiel begann.

Es hieß:

„Los vom Mannel! Es lebe die Freiheit der freien Amerikanerin!“

Johlender Beifall setzte ein, als Luke Clifford, der seinen schwitzenden Bauch in einen vertragenen Smoking gezwängt hatte, diese Parole seines Festspiels verkündete.

„Los vom Mannel!“

So sang auch Florence Borgia in dem frechen Chanson, mit dem sie auf die Bühne tänzelte. Das giftgrüne Seidenkleid, das ihren Körper eng umspannte, paßte prachtvoll zu dem brandroten Haar, und ihre blutrot gefärbten Finger- und Zehennägel erweckten in den biedereren Bürgern von Thompsonville die Vorstellung, so und nicht anders müsse eine dieser sagenhaften Frauen aussehen, die man im Film „Vamp“ nannte und die es offensichtlich auch in Wirklichkeit gab

Florence Borgia sang ihr Lied, zeigte freigebig, was sie zu zeigen hatte, und dann baute sie sich an der Rampe auf und erzählte — gegen sieben Dollar Tagesgage — die Geschichte ihres Lebens, das nach ihrer Meinung erst dann begonnen hatte, als sie in einem eleganten Badeort auf Florida Herrn Vic Hamilton kennengelernt hatte und ihn, wie sie mit sichtlichem Stolz auf diese Leistung berichtete, durch ihre verschwenderisch zur Schau gestellten Reize so an sich zu fesseln wußte, daß ihm kein anderer Weg als der zum Friedensrichter und schnurstracks in die Ehe blieb.

Und damit war Vic Hamilton, der ein mittlerer Hol-

lywoodstar war mit immerhin 500 Dollar in der Woche, ebenso schnurstracks in die Hölle marschiert.

Das Leben der roten Florence hatte, wie sie nun mit innigem Behagen und liebevoller Ausmalung selbst intimer Einzelheiten den ob solcher Freiheit erstarrten Zuhörern erzählte, jetzt erst recht begonnen — sein eigenes hatte aufgehört.

Jedenfalls hatte er auf lange Zeit den letzten frohen Tag gesehen

Denn diese rote Bestie hatte ihn nach Strich und Faden ausgeplündert, seinen Kredit erschüttert, auf seinen Namen Schulden gemacht, ihm, wenn er ihre täglich wachsenden Geldforderungen nicht erfüllte, sein klägliches Dasein zur Hölle gemacht.

Zahlte er nicht, dann wußte die reizende Florence die allmächtigen Frauenorganisationen zu mobilisieren, die sofort bereit waren, für den Schutz eines unterdrückten Weibes einen kleinen Boykottfeldzug gegen diesen rohen Patron ins Werk zu setzen, der ihr die elementarsten Rechte freier Menschen zu verweigern wagte. Und einem solchen Boykott wagten die Filmproduzenten nicht zu widersprechen. Der davon Betroffene war rettungslos erledigt, wenn er keinen Weg fand, sich mit den wütenden Megären zu verständigen.

Ein Jahr lang trieb sie das. Dann war Vic Hamilton mürbe. Als er sich jeden seltenen Besuch im Schlafzimmer seiner immerhin rechtmäßigen Ehefrau mit besonders wertvollen Geschenken erkaufen mußte, da gab er nach. Da verzichtete er. Und da hatte sie ihn haargenau dort, wo sie ihn haben wollte.

Er willigte — dem Wahnsinn nahe und zu jeder Filmarbeit fast unfähig — in die Scheidung ein. Sie

kostete ihn ein tolles Geld; fast alles, was er erspart hatte, ging für die Abfindung drauf. Aber er wurde wieder frei

Dies alles erzählte diese rothaarige Hyäne lächelnd und im Plauderton. Keineswegs scheute sie vor gewagten, ja schlüpfrigen Darstellungen ihres Ehelebens zurück. Die nettesten Stellen unterstrich Luke Clifford, der leise im Hintergrund hantierte, durch teils sentimentale, teils schwül-erotische Musik, die er einem etwas knarrenden Grammophon entlockte.

Noch ein heiteres Liedchen, ein paar Tanzschritte, noch einmal die Beine geschwungen und die Schenkel gezeigt — dann verschwand diese reizende Person

„Los vom Mannel“ — das war auch die Parole der beiden Damen, die nun in der Hauptabteilung der Schau auftraten.

Nur waren diese Künstlerinnen weit kompakter und robuster als der rothaarige Haifisch aus Florida, und die Methoden, mit denen sie selbst ihre Parole befolgt hatten, waren auch weit derber und handfester als Florence Borcias ausgeklügelte Erpressertaktik.

Viel Mühe, so verkündete Luke Clifford, nicht ohne Selbstgefallen, in seinem einführenden Vortrag, hatte es gekostet, diese Damen ausfindig zu machen und zu seiner Tournee zu vereinen, auf der sie nun schon zwei Jahre lang Ruhm und Beifall gefunden hatten.

Und dann stellte er vor:

Marion Spanton. 37 Jahre alt, aus Kentucky stammend

Eine dicke Frau, derb, grobknochig, plump und un gelenk, erhob sich, verließ die Ecke der Bühne, in der die „Künstlerinnen“ aufgereiht saßen, und schob sich

schwerfällig zur Rampe. Grinsend trat sie ins Licht eines Scheinwerfers, den Clifford auf sie richtete.

„Hurra für Marion“, johlte eine trunkene Stimme im Hintergrund. „Und nun erzähl' uns, altes Mädchen, wie du Herrn Spanton ins Jenseits geschickt hast . . .“

Das Weib grinste noch immer. Und dies widerwärtige, festgefrorene Grinsen wich von den ordinären Zügen auch dann nicht, als sie nun in eingelernten Sätzen verriet, wie sie eines Tages, nach kurzem Streit, der sich um die Frage gedreht hatte, ob ein Hemd schon geflickt werden mußte oder noch nicht, zur Pistole griff, die in der Schublade bereit lag, und mit zwei wohlgezielten Schüssen ihren Ehemann in eine bessere Welt beförderte.

„Ja . . . da lag er nun . . . er blutete scheußlich . . . ja, und dann ging ich wieder in die Küche — hatte da gerade ein paar Eier in der Pfanne, wäre doch schade drum gewesen . . . waren auf einer Seite schon ganz schwarz . . . schade drum . . .“

„Bewundernswert“, fiel Clifford mit öliger Stimme ein. „Wirklich bewundernswert, diese Frau ohne Nerven, wie eine große Zeitung sie damals nannte . . . ging in die Küche und versuchte die verbrannten Eier zu retten . . . auch vor Gericht hat sie nicht mit der Wimper gezuckt, auch nicht, als man sie für zehn Jahre ins Zuchthaus steckte. Und dort — der Direktor der Anstalt hat es mir auf meine Anfrage bestätigt — dort hat sie nicht eine einzige Träne vergossen, keine Reue bekundet . . . wirklich, eine bewundernswerte Person, diese Frau ohne Nerven . . .“

Beifall prasselte los. Johlende Zurufe. Händeklatschen. Das Grammophon plärrte einen Schlager da-

zwischen. Und die Gattenmörderin verneigte sich linkisch vor dem Publikum.

Immer noch grinste das Weib

Schon hatte Clifford die nächste an die Rampe geholt. Beschwörend bannten seine weit ausgebreiteten Arme den Lärm. Wieder stellte er vor:

Rosie O'Grady, neunzehn Jahre alt. Vergiftete ihren Vater, um sich ungestört mit ihrem Liebhaber in der väterlichen Wohnung aufhalten zu können.

Ein Schauer rann manchem Besucher über den Leib neunzehn Jahre, und den eigenen Vater vergiftet!

Da legte das Girl, ein nichtssagendes, niedlich zu-rechtmachtes Puppengeschöpf, auch schon los. Einen Song plärrte sie herunter, der in endlos langen Strophen — die der vielseitige Herr Clifford auf einem verstimmten Piano begleitete — ihr Heldenstück schilderte. Dem nichtsahnenden Papa hatte das liebe Kind Blausäure in den Kaffee geschüttet, und als er nach furchtbaren Qualen gestorben war, da war die gute Rosie weinend zu den Nachbarn gelaufen und hatte schluchzend berichtet, der Teure sei plötzlich verschieden

Sie sang und sie tanzte dazu, und wieder erntete sie Zustimmung und Beifall, der noch wuchs, als Luke Clifford ergänzend berichtete, sie sei vor Gericht natürlich freigesprochen worden, weil sie ja nur ihre eigene, vom Vater bedrohte Freiheit verteidigt habe.

Und die Freiheit gehe einem guten Amerikaner und erst recht einer guten Amerikanerin doch über alles nicht wahr, Damen und Herren?

Worauf die Versammlung mit Inbrunst den „Yankee-doodle“ sang.

In einem Schlußbild mit Gesang und Tanz vereinte Luke Clifford seine drei Künstlerinnen zu einer glänzenden Apotheose. Dann war dieser Kunstgenuß beendet. Der Saal leerte sich. Mike Rogers schlich sich hinter die Bühne, um — wie seine Ehrenkarte es erlaubte — die Damen in der Garderobe zu besuchen. Und der dicke, schwitzende Luke Clifford saß, zufrieden an seiner Zigarre kauend, am Tisch und zählte die Kasse. Es war ein voller Erfolg gewesen.

Die Einwohnerschaft des kleinen Städtchens aber trabte befriedigt nach Hause. Noch lange würde man in Thompsonville von diesem interessanten Abend sprechen. Vom Hauch einer fremden, wilden Welt fühlten sich diese Menschen angerührt, die so weit hinterm Walde lebten

So ziehen die sonderbarsten Varietés und Schauen durch die kleinen Orte der amerikanischen Provinz. Nicht etwa einzelne Unternehmen, nein, viele Hunderte sind ständig unterwegs.

Als die G-Männer der amerikanischen Bundespolizei nach langer Jagd den vielfachen Mörder und Gangster John Dillinger endlich stellten und zur Strecke brachten — wobei ihnen das Publikum und die einzelnen Lokalbehörden keineswegs immer behilflich waren — da fand sich schon ein paar Tage später der Unternehmer, der die Eltern, Geschwister und sonstigen Anverwandten des toten Massenmörders in einer Schau vereinigte und mit diesen ob solchen Ruhms teils verlegenen, teils stolzen Menschen durch die Lande zog. Zahlreiche Fotos in amerikanischen Zeitschriften zeigen, wie diese „Dillinger-Schau“ auf den Bahnhöfen kleiner Städte mit Transparenten und Spruchbändern empfangen wurde.

Ein anderer hat ein gutes Dutzend scheußlich verunstalteter, unglücklicher Menschen gesammelt — richtig mit jahrelangem Eifer gesammelt! — die er in einem unsäglich albernem Schauspiel auftreten ließ: Zwerge mit unförmig schweren Wasserköpfen, bärtige, verkrüppelte, verblödete Geschöpfe, entartete Kinder von Säufern und Wahnsinnigen. Und wer an diesem Spektakelstück keinen Gefallen fand, der konnte sich den gleichen schauervollen Unsinn in der nächsten Abteilung im — Film vorführen lassen, den der tüchtige Unternehmer mit seinen seltsamen Darstellern aufgenommen hatte

Der Mann, der den ausgestopften Mörder des Präsidenten Lincoln vorführt — berüchtigte Hochstapler — die Gattenmörderinnen des Herrn Clifford — Gangsterbräute — „gebesserte“ Zuchthäusler, die es auf fromme Art tun und viel Geld dabei verdienen — Sittlichkeitsverbrecher jeder Schattierung:

Sie alle treten in irgendeinem verstaubten Saal an die Rampe, sagen ihren Spruch auf, erzählen ihre Geschichte, singen ihre Chansons und steppen dazu

Abend für Abend. Landauf. Landab.

Niemand kümmert sich darum. Man ist ja in einem freien Land. Wenn die Menschen gern einen ausgestopften Mörder sehen wollen — bitte sehr! Wenn sie hören wollen, wie ein entmensches Weib den eigenen Vater vergiftete — warum nicht? In einem freien Land kann jeder hören und sehen, was er will. Es zwingt ihn ja keiner, hinzugehen

So reisen die geschäftstüchtigen Unternehmer der Unmoral ungehindert durch das Land. Ziehen den Leuten das Geld aus der Tasche und bieten ihnen dafür eine erlesene Sammlung menschlichen Unrats.

Nichts ist ihnen heilig, vor nichts scheuen sie zurück. Alles ist ihnen eben gut genug, ihr Geschäft daraus zu machen, an dem ihre „Künstler“ natürlich kaum Anteil haben.

Als in dem großen Prozeß um die Ermordung des Lindbergh-Kindes, der wirklich ganz Amerika mehr als gewöhnlich erregte, das Licht der Scheinwerfer in Presse und Rundfunk auf einen Hauptzeugen gerichtet wurde, da traten sofort die Cliffords und ihre Genossen auf den Plan.

Ein etwas eitler, selbstgefälliger, geschwätziger alter Herr war der ehemalige Lehrer John F. Condon. Er hörte sich gern reden. Und das konnte er als einer der wichtigsten Zeugen in hinreichendem Maße. Er war nämlich der einzige, der jemals den Entführer und Mörder des Kindes gesehen und gesprochen hatte. Freiwillig hatte Condon sich angeboten, die Verbindung zwischen dem Täter und dem Oberst Lindbergh herzustellen. Durch ein paar geschickt abgefaßte Inserate in kleinen New Yorker Lokalzeitungen war ihm das gelungen. Der Entführer — damals wußte man noch nicht, daß das Kind längst tot war — hatte sich gemeldet, und auf Lindberghs Weisung hatte Condon zweimal mit ihm über das geforderte Lösegeld verhandelt.

Freilich nur in stockdunkler Nacht, aber immerhin: Er hatte eine volle Stunde neben dem Unbekannten auf einer Bank an einer Friedhofsmauer gesessen, hatte seine Gestalt gesehen, seine Stimme gehört.

Ein wichtiger Zeuge also.

Seine erste Vernehmung am 9. Januar 1935 im alten Gerichtsgebäude zu Trenton im Staate New Jersey war noch nicht beendet, da waren die ersten Vertrags-

angebote schon eingelaufen. Und der alte Mann ließ sich wirklich beschwatzen, auf Tournee zu gehen, allabendlich in einem anderen Saale im Frack auf der Bühne zu erscheinen und von seiner romantischen Begegnung mit dem Unhold zu erzählen.

Nachts und an einer Friedhofsmauer

Erst ein energischer Protest Oberst Lindberghs — der damals noch ein Held seines Landes war, während dessen Präsident ihn später des Landesverrats beschuldigte, weil er seinem Volk einen sinnlosen Krieg ersparen wollte — machte diesem unwürdigen Spuk ein Ende.

Daß es überhaupt dazu kommen konnte, nimmt nicht wunder. Wenn sogar ein ausgestopfter Präsidentenmörder durchs Land reisen kann, warum soll dann ein alter Lehrer nicht erzählen, wie er neben einem Kindesmörder nachts auf einer Bank an der Friedhofsmauer saß?

In einer freien Demokratie kümmert es den Staat ja nicht, wodurch die Moral seiner Bürger verdorben wird!

Das Paradies der Sinne

Spät erst war in diesem Jahr der „Indianersommer“, der linde, weiche Herbst, nach New York gekommen.

Es war schon Mitte November, als sich der für die Oststaaten der USA. so typische neue Aufguß des Augustwetters wie ein laues Handtuch über das Gesicht der Riesenstadt legte. Noch einmal bevölkerten sich die Bänke im Zentralpark, aus den dumpfen Massenquartieren quoll ameisenhaftes Leben, Menschen hockten dicht beieinander auf den verrosteten Brüstungen enger Feuerleitern in der Sonne, und das hysterische Getriebe der New Yorker Amüsierindustrie, die ihr Räderwerk schon ganz auf den Winterbetrieb eingestellt hatte, lief in neuem Schwung noch ein paar Wochen im altgewohnten Gleis weiter....

Ein verbissener Konkurrenzkampf setzte ein zwischen den Vergnügungsbetrieben der „Downtown“ und dem milden Wetter des Indianersommers, der diese Tage vergoldete und die langen Abende in einen samtenen Mantel hüllte. Den Strom der „amusement seekers“, der Millionen, die sich für wenige Cents die Abwechslung kaufen wollten, die dem trostlosen, einförmigen Dasein ihrer Arbeitslosigkeit oder ihrer kaum höher bewerteten Arbeit fehlt, drängte das Wetter ab von den Kassen der „Vaudevilles“, der Kinos, der Varietés, der billigen Nachtclubs und Tanzhallen nach den Piers am East River.

Dort waren die schon in ihren Winterschlaf ver-

sunkenen Fährdampfer — riesige, verwahrloste Ungetüme mit gewaltigen Schaufelrädern — plötzlich wieder in Dienst gestellt worden. Sie lauerten darauf, Hunderttausende und ihr Kleingeld hinüber nach Coney Island, der langgezogenen Insel vor der Südspitze von Brooklyn, zu bringen, die unter den milden Sonnenstrahlen des Indianersommers noch einmal zu stürmischem, buntem Leben erwacht war.

Ein harter, erbitterter Kampf entbrannte:

Marcus Loew zum Beispiel führte in seinen 87 Kinovarietés, die mit ihren schreiend bunten Fassaden wie grelle, leuchtende Papierblumen über alle Stadtteile New Yorks verstreut sind, das „double-feature-Programm“ ein.

Von neun Uhr morgens bis zur Mitternacht zeigte er in jeder Vorstellung zwei lange Spielfilme, und seine abgehetzten Tänzerinnen, die in der Bühnenschau auftraten, ließ er zu täglich zwanzig Blitzauftritten durch Autos bis in seine entlegensten Amüsierfilialen befördern.

Der „Femina-Nachtklub“, der sich gern „Das populärste und größte Unternehmen der Welt zur Verherrlichung der amerikanischen Weiblichkeit“ nennt, stellte den Besuchern seiner 3000 Sitzplätze — „Gedeckgebühr nur 50 Cents!“ — eine eben freigesprochenen Gattenmörderin vor, die von den „Tabloids“, den Bildertageszeitungen, wochenlang wie eine Heldin gefeiert worden war; jetzt stand sie als nur mit einem schmalen Fächer notdürftig bekleidete Tänzerin auf dem von unten erleuchteten Glaspodium

Vergebens waren alle diese Manöver.

Der Indianersommer und Coney Island trugen in

den letzten Sonnentagen dieses November den Kassensieg in einem Kampf davon, der von beiden Konkurrenten mit denselben Waffen — Sensationen, Licht, Lärm und Nacktheit — um die gleiche Beute, die dünnen silbernen „Dime-Stücke“ und Vierteldollars, das übliche Amüsiergeld der Massen dieser Zeit der Depression, geführt wurde.

Der Sommer und Coney Island siegten

Fred Mallory, dessen bescheidener Verdienst als Stadtreisender eines „Neuheiten-Geschäfts“ — Rasierapparate, Nippes, bunte Oldrucke für das amerikanische Einheitsheim — in dem versickernden Hochwasser der sterbenden „Prosperität“ zerronnen war, hatte den ersten schönen Tag benutzt, um Evelyn Shutton, seine Freundin, zu dem längst versprochenen Ausflug nach Coney Island einzuladen.

Die überfüllten Dampfer machten in Minutenabständen von einem Pier am East River los und rauschten schwerfällig durch die schmutziggrünen Wasser des breiten Stromes. Dicht aneinander drängten sich viele hundert Menschen. An Sitzen war nicht zu denken. Dennoch waren Fred und Evelyn glücklich. Sie hatten den festen Vorsatz, sich nach besten Kräften zu amüsieren, und waren fest entschlossen, sich durch nichts davon abhalten zu lassen. Dieser Tag sollte ganz ihnen gehören

So standen sie, eng aneinander geschoben, an der Reling und starrten bewundernd das Schauspiel an, das sich ihnen schon von weitem bot.

Trotz des sonnenhellen Himmels war klar zu erkennen, daß die größte Attrappenstadt der Welt mit ihren Millionen elektrischen Kerzenstärken erfolgreich gegen das Tageslicht anzukämpfen bestrebt war.

Wie ein schwebendes Diadem, wie Glasdiamanten in falschem Glanz funkelnd, stand es am Himmel über dem Landungssteg:

„Coney Island — The Peoples Playground.“

Der Spielplatz des Volkes!

Künstlich erzeugte Dampfwolken, in denen sich Scheinwerfer in allen Regenbogenfarben des Lichts spiegelten, ballten sich über dem Landungsplatz. Der breite, kaum absehbare Badestrand zu beiden Seiten des Piers wurde von Flutlichtern bestrahlt, die in schärfste Konkurrenz mit dem Sonnenlicht traten. Und auf die hundert kanzelartigen, buntbewimpelten Hochsitze der „Life guards“, der berufsmäßigen Lebensretter, waren die dünnen, grellen Scheinwerferstrahlen so scharf gerichtet, daß sich die Wächter in ihrem knappen Schwimmanzug wie Primadonnen der Kraft in ihrem Lichte sonnten und alle Muskeln deutlich sichtbar springen lassen konnten

Wie eine künstliche Brandung rauschte die geballte Stimmenkraft der wimmelnden Menschenmassen zum Dampfer hinüber. Schiff auf Schiff schob sich knirschend gegen den gewaltigen Landungssteg, spie seine Menschenlast aus und pendelte zum Pier am East River zurück, neue Fracht zu holen.

In einem bunten, schwatzenden Strom marschierten auch Fred und Evelyn vom Dampfer herab. Allerdings im langsamsten Zeitlupentempo. Denn noch drängte sich die Masse gegen die paar Dutzend Zugänge, deren Zahl ihrem Ansturm nicht mehr gewachsen schien.

Jeder einzelne mußte ein „turn stile“ passieren, ein automatisches Drehkreuz, das jeden Besucher prahlerisch in Leuchtbuchstaben auf einem elektrischen

Zählbrett registrierte. In Abständen von je 50 wuchs die Zahlenreihe an, schneller als der Kilometerzähler eines Rennfahrers jemals steigen kann. Wie ein Kind aufjauchzend freute sich Evelyn, daß gerade bei ihrem Einzug der Zeiger auf 650 000 sprang — aber schon war ihr Triumph überholt und veraltet, denn im Eilzugtempo ging es weiter: 650 050 — 650 100 — 650 150

Es war kaum zwei Uhr nachmittags. Schon waren diese paar Quadratkilometer der Amüsierstadt New Yorks der bevölkertste Punkt der Erde.

Und dann hatten Fred und Evelyn das Paradies betreten. Sie hielten an und holten erst einmal tief Luft.

Der Lärm, das Licht, der Dunst aus tausend und mehr unbestimmbaren Gerüchen schlugen ihnen über dem Kopf zusammen. Minuten brauchten sie, ehe sie unter dem Heulen der „Fliegenden Torpedobahnen“, dem Sausen der Riesenräder, dem Donnergetöse von zehntausend Lautsprechern zu sich selbst zurückgefunden hatten. Aber nur, um festzustellen, daß sie den eigenen Willen verloren hatten und winzige Teilchen einer bebenden, pulsenden Masse geworden waren, die sich wie ein gewaltiger Krake mit gallertweichem Körper über alle Plätze und Straßen Coney Islands ausbreitete, seine lüsternen Saugarme ins laue Meer hängen ließ und gierige Fühler durch die Eingänge der Schauffassaden aus Gips, Stuck und falschem Gold schob

„Los“, kommandierte Evelyn, die sich als erste aus dem Bann befreit hatte, der unweigerlich jeden befällt, der zum ersten Male Coney Island betritt.

„Los“, befahl sie, „sei nicht fad‘, Boy, jetzt wird mitgemacht da, die Fallschirme“

Energisch steuerte sie auf das hochragende Gerüst aus einer verwinkelten Eisen- und Stahldrahtkonstruktion los. Ein Eiffelturm im kleinen.

Eng nebeneinander nahmen sie auf dem schmalen Brett Platz, das jetzt noch dicht über dem Boden unter dem Turm schaukelte. Ein junger Mann in weißem Overall — „Life saver“, Lebensretter, stand in schöner Schrift auf seinem Rücken — kassierte dreißig Cents, erklärte ihnen, was sich nun gleich ereignen würde, schloß den breiten Gürtel über ihren Knien und gab dann, nachdem er lächelnd Evelyns ängstliche Fragen beantwortet hatte — er hörte diese Fragen drei- bis vierhundertmal an jedem Tag und beantwortete sie immer freundlich lächelnd — das Zeichen zum Start eines billigen Nervenkitzels eingebildeter Gefahr.

Fred und Evelyn schwebten aufwärts. Weiter wurde ihr Gesichtskreis. Einen guten Teil des Strandes konnten sie nun schon übersehen. Er war übersät mit schwarzen Punkten, die, wie Fliegen über ein weißes Papier, das mit Honig beschmiert ist, emsig über den hellen Sand bis dicht an die feuchte Linie krochen, die den Strand vom Wasser schied.

Höher ging die Fahrt. Gute vierzig Meter schwebten sie nun schon über der Erde. Auf einem dünnen Brett, das kaum einen halben Meter breit war, getragen von ein paar Drahtseilen, deren Stärke sie nicht kannten.

Der energischen Evelyn war der Mut vergangen. Nichts wünschte sie mehr, als unversehrt den Boden wieder zu erreichen. Fred hatte ihre Hand gepackt. Gern hätte er den Arm um ihre Schulter gelegt, doch

wagte er nicht, die Stange loszulassen, an der er sich hielt.

Die Höhe war erreicht. Dicht unter einem der vielen Ausleger des Turms hielten sie. Ein kurzer Ruck — abwärts ging die Fahrt, gleitend schnell zuerst, dann langsamer und sanft abgebremst . . . über ihnen hatte sich knatternd ein bunt bemalter Fallschirm entfaltet, der selbst wieder an Drahtseilen befestigt war.

So schwebten sie leise zur Erde hernieder . . . und je näher sie ihr kamen, desto größer wurde Evelyns fast schon verschwundener Mut. Der „Sprung ins Ungewisse“ war geglückt, das große Abenteuer gut gegangen.

Weiter, weiter! Die Künste eines orientalischen Zauberkünstlers, der Messer verspeiste, Rasierklingen kaute und eine dicke Frau spurlos verschwinden ließ, lockten sie nicht. Daß die Frau wirklich unheimlich dick war, erhöhte in den Augen der Zuschauer den Wert seiner Produktion erheblich. Denn eine dünne Frau, nicht wahr, könnte vielleicht jeder fortzaubern?

Technik ist Trumpf. Auch auf dem Rummelplatz. So ließen sich die beiden bald von heulenden Luftschiffen schräg durch die Luft schleudern. Sie bestiegen mutig die „thriller“-Bahn, die mit tollem Nervenkitzel und unheimlichen Sensationen einen leichten Druck auf die Magengrube ausübt, sie jagten mit ein paar hundert anderen kreischenden Menschen über Berg- und Talbahnen, die an Abgründen vorbeiführten, in die zu stürzen auch einen mutigen Mann schrecken konnte

Sie schrien, kreischten, lachten, jubelten mit den anderen.

Ein einziges Wesen, ein Krake aus 700000 Zellen, schien die gewaltige Menge nun geworden zu sein. Ein Wesen mit dem gleichen Hunger nach Farbe, Licht, buntschillernden Getränken, heißen Würstchen und geröstetem Mais, mit der gleichen animalischen Freude an dem Dunstkreis von Schweiß, Parfüm, Puder und Tabak, der dies gewaltige Wesen einhüllte, mit dem gleichen feuchten Behagen, aufzugehen in den Körper eines einzigen enormen Menschentieres, das sich auf Coney Island gelagert hatte, um gestreichelt zu werden

Und gestreichelt wurde die Bestie nach Leibeskräften!

Von tausend Seiten wurde sie gereizt, gekitzelt und gelockt von tausend Mikrophonen wurde sie angefeuert und aufgehetzt, damit die einzelnen Zellen in Bewegung gerieten und das ausspritzten, was die Riesenräder wie die kleinen schwindelhaften Roulette-scheiben unter den bunten Sonnenschirmen rollen machte:

Das Kleingeld in den Taschen einer unter dem Druck der Krise und der wirtschaftlichen Unvernunft arm und verantwortungslos gewordenen Masse.

Und doch waren es wiederum siebenhunderttausend Einzelschicksale, die die imposante Ziffer am Registrierbrett der Eingänge ausmachten. Menschen, die dreimal das kärgliche Mittagessen überschlagen hatten, um den halben Dollar für Coney Island zu erübrigen. Menschen, die vielleicht nicht wußten, wo sie an diesem Abend schlafen sollten

Im Weiterschlendern von einer Sensation zur anderen erzählte Fred Mallory, der in seiner früheren Tätigkeit als Stadtvertreter eines Versandgeschäftes

manches gehört hatte, seiner Freundin etwas vom Geschäftsbetrieb und der Organisation dieses auf die Taschen der Armen gerichteten Beutezuges.

Gegen 3000 konzessionierte Unternehmer — die Konzession wird natürlich nur erteilt, wenn zuvor die Parteimaschine, die Bezirkspolitiker und ein paar wichtige Leute im Bezirksstadtrat gebührend geölt wurden — teilen sich in das Geschäft.

Da gibt es Besitzer von technisch hervorragend konstruierten Apparaten, deren Unternehmen einen Wert von 10000 Dollar repräsentiert.

Da gibt es wieder kleine Panoptikum-Buden, die am Abend nur eine jämmerliche Handvoll Nickel eingenommen haben.

Betrügerische Glücksspieler teilen den Gewinn mit der Polizei, und dürftige Eselreitbahnen wetteifern mit Glasbläsern, Degenschluckern, Zauberern und Schlangenbeschwörern um die Gunst der Ärmsten.

In diesem Jahr aber, stellte Fred, der früher schon oft hier gewesen war, mit Kennerblick fest, waren die großen „Fahrgeschäfte“ etwas ins Hintertreffen geraten. Die „Fleischschau“ beherrschte den riesigen Rummelplatz — der Mensch war in dieser Zeit, da Millionen vom Bettel leben mußten, das billigste Schauobjekt, der preiswerteste Amüsiergegenstand.

Und es ist ja im Grunde das gleiche, ob sich im feudalen Ambassador-Klub eine verdorbene Debütantin der „guten Gesellschaft“ gegen ein Taschengeld von 300 Dollar am Abend nur mit einem Nachthemd bekleidet als Sängerin anzüglicher französischer Chansons produziert oder ob eine arbeitslose Mantelnäherin in einer Bude auf Coney Island als

„Eva im natürlichen Fleisch“ zur Schau gestellt wird

Der Unterschied ist wohl nur der, daß Gwendolyn Vanderbilt und ihre Freunde die Sache als äußerst smart und daneben noch ertragreich befinden — Ellen Koslowsky dagegen auf keine andere Weise sich die zehn Dollar verdienen kann, die sie nun einmal braucht, um wieder eine Woche essen und schlafen zu können.

Fast alle Schaubuden Coney Islands hatten sich in diesem Herbst nach der Präsidentenwahl — Franklin Roosevelt war zum ersten Male gewählt worden — auf den Nacktbetrieb umgestellt.

Daß „Jugendlichen unter 21 Jahren“ der Zutritt wirklich verboten war, glaubte nicht einmal die Polizei. Es stand zwar angeschrieben — aber kein Mensch kümmerte sich darum. Am wenigsten die halbwüchsigen Burschen und Mädchen, die sich zur Kasse drängten, um für 10 Cents Eingang in das „Paradies der Sinne“ zu finden

„Sechsendvierzig schöne Beine“ pries mit mikrofonverstärkter Stimme der Ausrufer vor der nächsten Fassade an. Als Beweis, daß er nicht zu viel versprach, zeigte er auf erhöhtem Podium sechs hübsche Mädchen, die zwar oben in die beliebten Biedermeierkostüme der Zeit der großen Westwanderung gekleidet waren, unten dagegen nur Beine in glänzenden Seidenstrümpfen zu bieten hatten.

Nebenan konnten Fred und Evelyn, wenn sie Lust hatten, die in einen Eisblock eingefrorene Frau bewundern — Sex appeal bei minus 10 Grad!

Wer dabei fror — und gefrorene Frau ist nicht jedermanns Sache — der konnte sich zehn Schritte

weiter aufwärmen. Sally Rand hatte hier ihre berühmte „Ranch“ aufgebaut, die große Nummer aller amerikanischen Rummelplätze und Ausstellungen. Muntere Mädchen und müde Pferde täuschten hier ein lustiges Cowboy-Leben vor. Die abgetriebenen Gäule trugen Zaumzeug und bunte Satteldecken. Die Girls dagegen hatten zwar riesige Hüte (Modell Tom Mix) auf den gelockten Haaren . . . sie waren wohl gestieft und gespornt, aber sonst ungesattelt . . .

Das entzückte Publikum aber durfte den ganzen Ranch-Zauber nur durch eine Glasscheibe betrachten.

Um diese Schau der Fächertänzerin Sally Rand hat es ein paar Jahre später einen netten Skandal gegeben:

Während der Weltausstellung in San Francisco betrug ihre Tageseinnahme 23000 Dollar.

Genau tausendmal so viel wie am Abend des Eröffnungstages in der Kasse des dort aufgestellten Planetariums — in dem freilich nur unbekleidete Sterne zu sehen waren — gefunden wurden . . .

Was ein paar Zeitungen — aber wirklich nur ein paar — als kulturlos bezeichneten . . .

Wenn es Fred und Evelyn aber mehr lockte, dann schlossen sie sich dem nie abreißenden Menschenstrom an, der sich langsam, geduldig ausharrend, durch den Staub zu der Bude schob, in der sich, wie die Bilder und Plakate verhießen und ein Ausrufer für allzu Begriffsstutzige noch eindringlich erklärte, nackte Frauen aller Nationen zeigten.

„Unadorned — Unashamed — Unafraid“ schrie es von den Plakaten — „Ohne Kleidung, ohne Scham, ohne Furcht“. Und da der Durchschnittsamerikaner nichts so sehr liebt wie „Enthüllungen“ und überdies

am Leben und Treiben der Gangster interessierten Anteil nimmt, so hatte der Unternehmer, der seine Kundschaft kannte, dem Ganzen noch das Mäntelchen der Reform und der sittlichen Entrüstung über die dürftige Nacktheit gehängt und verkündete es durch sein Mikrophon:

„Das Nudisten-Rackett enthüllt — Sensationen im Tal der Nackten endlich aufgedeckt!“

Man brauchte aber nicht weiter zu suchen, um dies „Rackett“, diese Gangsterbande, zu finden. Es war ganz nahe. Freilich wußten nur wenige der Besucher Coney Islands, all der Millionen Freds und Evelyns, daß der Nacktbetrieb dieses Rummelplatzes fast ausschließlich in den Händen von Juden liegt!

Man sieht sie nur nicht. Im Hintergrund sitzen sie verborgen an den Registrierkassen und streichen die hohen Gewinne ein. Daß diese Gewinne hoch sind, dafür sorgen schon ihre Ausrufer und Assistenten — kein einziger, der vor der Bude steht, ist Jude, aber mancher, der abends den Aufmarsch der Frauen — auch hier wirkt keine Jüdin mit — durchs Mikrophon ankündet „ohne Scham und ohne Furcht“ ist am Tage Student der berühmten Columbia-Universität zu New York

Über Coney Island lagern Dunstwolken. Hell färbt sich der Abendhimmel im grellen Licht von tausend Schweinwerfern. Aus ungezählten Lautsprechern kreischt, brüllt, dudelt, singt und quäkt es in sinnlosen Tönen.

New York amüsiert sich. Das „Paradies der Sinne“ feiert den Sündenfall

Sechs Dollar Stundenlohn – für einen Todeskandidaten

Sieben Bundesstaaten der USA. teilen sich in das gewaltige Stromgebiet des Tennessee, der sich in breiten Schleifen durch die Staaten des Südostens wälzt, um seine Wassermassen endlich mit denen des Ohio und bald danach mit denen des Mississippi zu vereinen.

Ungeheure Kräfte liegen in diesem Strom gefesselt. Nie hat der Mensch sie nutzen können. Denn — wie gesagt — sieben Bundesstaaten sind daran beteiligt

Und das heißt in den USA.:

Sieben Gouverneure haben mitzusprechen. Alle wollen sie einmal wiedergewählt werden. Da aber so große Projekte wie Stromregulierungen und Ausnutzung von Wasserkraften stets bei einigen Interessenten auf Widerstand stoßen, der Gouverneur aber gern die Stimmen aller seiner Wähler erhalten möchte, läßt er so heikle Dinge lieber ganz unangetastet.

Das heißt weiter:

Sieben Staatsparlamente haben darüber zu befinden. Ihre Abgeordneten wollen alle einmal wiedergewählt werden. Da aber so große Projekte — die weitere Begründung lese man vorher im Abschnitt über die Gouverneure nach.

Zuletzt heißt das also:

Niemals konnte irgendeiner der Pläne, die sich seit Jahrzehnten immer wieder mit der geradezu verlockenden Nutzbarmachung dieses wasserreichen, an Gefällen nicht armen Stromes befaßten, ausgeführt werden.

Der Tennessee blieb wertlos, weil er so unklug gewesen war, sein Bett durch Gebiete zu wühlen, die Jahrtausende später einmal durch die Grenzen von sieben Bundesstaaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika voneinander getrennt werden sollten...

Und obwohl der Senator Norris immer wieder auf die ungeheuren Möglichkeiten gerade dieser Projekte hinwies — was ihm den Spitznamen eines „Bewässerungs-Direktors“ eintrug:

Es geschah nichts

Es hätte aber etwas geschehen müssen.

Denn da war ja nicht nur die ungenutzte Kraft der Wasserfälle, Stromschnellen und natürlichen Stau-becken. In ungezählte Millionen von Kilowattstunden elektrischer Kraft konnte man sie verwandeln, Licht, Wärme, Antriebskraft für Industrie und Landwirtschaft daraus ziehen.

Da war ja noch etwas, was fast noch wichtiger war:

Eineinhalb Millionen Menschen, deren Familien zum Teil seit vielen Generationen auf dem gleichen Fleck sitzen, leben im Tal des Tennessee. Fast alle sind Farmer. Das heißt, sie haben das Land nur gepachtet, das in Wirklichkeit ein paar hundert Großgrundbesitzern gehört, die irgendwo in Florida oder in den großen Städten des Ostens ein reiches Leben ohne Sorgen führen. Die Sorgen haben nur ihre Farmer, die oft nicht wissen, wie sie die hohen Pachtsummen aus einem Boden herausholen sollen, an dem

das gleiche Unrecht verübt wurde, wie an fast allem amerikanischen Farmland:

Seit Jahrzehnten wird im Tennessee-Tal nur Baumwolle gebaut. Irgendeiner hat mal ausprobiert, daß Baumwolle das ertragreichste Produkt dieser Gegend ist — seitdem wird nichts anderes mehr angebaut. Die Grundherren verlangen es so.

Natürlich hat sich die Natur auch hier gegen jede Vergewaltigung gewehrt. Der Boden gab nichts mehr her, die Ernten wurden schlechter, die Erträge geringer und die Pächter immer abhängiger vom Stimmungsbarometer der großen Baumwollbörsen. Das Tennessee-Tal, das an sich schon immer von der Teilnahme an jedem Aufschwung ausgeschlossen war, dessen Bewohner als Hinterwäldler und zwar ehrliche, aber ein wenig rückständige Kerle galten, verarmte mehr und mehr.

Einemhalb Millionen Menschen leben im Stromgebiet des Tennessee. Seine ungebändigten Wassermassen, die jeder starke Regenguß zum Anschwellen bringt und eine wilde Drohung für all diese Menschen werden läßt, reißen immer wieder die fruchtbringende Erde aus den Feldern und Pflanzungen, spülen sie hinweg, bis nichts mehr bleibt, was Frucht tragen kann. Und Jahr für Jahr wälzen sich die lehmgelben Fluten dieses Stromes in den Ohio und den Mississippi, und die gewaltigen Überschwemmungen dieser Flüsse, die oft Zehntausende obdachlos und zu Bettlern machen, haben ihren Ursprung fast immer im Tennessee.

Gründe also, meinten die Einsichtigen und Sachverständigen, mehr als genug, um den Tennessee endlich zu zähmen, ihm Stauwerke aufzuzwingen,

seine wüste Kraft zu bändigen, die Sturmfluten der anderen Ströme zu dämmen und mit der gefesselten Kraft Elektrizitätswerke und mit diesen wieder neue Industrien zu verbinden.

Aber — wie schon mehrfach gesagt — da waren sieben Staaten mit sieben Parlamenten und sieben Gouverneuren

Und darum blieb alles beim alten.

Eines Tages aber kam ein Mann, der kraft seines Amtes bestimmte, das Tennessee-Tal solle nun endlich auch seinen gerechten Teil am Wohlstand der Nation haben — das große Projekt würde nun ausgeführt werden.

Mehr als eine Million Menschen horchten auf, als der eben gewählte Präsident Roosevelt so starke Worte sprach.

Sollte diesmal dieser schon tausendmal geträumte und ebenso oft wieder begrabene Traum doch Wirklichkeit werden?

Trotz der Uneinigkeit von sieben Staaten, Parlamenten und Gouverneuren?

Ja — es geschah etwas.

Zwar zunächst nur dies, daß mit dem in den USA. nun einmal unvermeidlichen Tamtam und unter erheblichem Verbrauch von Eigenlob eine neue Behörde gegründet wurde.

Die „Tennessee Valley Authority“, kurz T. V. A. genannt, übernahm Planung und Durchführung; 500 Millionen Dollar wurden ihr aus den Mitteln des „New Deal“ zur Verfügung gestellt, sie erhielt Präsidenten und Vizepräsidenten, Roosevelts Freunde wetteiferten miteinander, ihre eigenen Freunde und Verwandten in das gewaltige Heer der Angestellten

dieses aufgeblähten Apparates einzureihen — aber es geschah nicht nur dies, bald sah man tatsächlich die ersten Erfolge so großen Aufwandes:

Die Regulierung des Flußbettes wurde in Angriff genommen. Staudämme wuchsen quer über den Strom und am Ausgang riesiger Wasserkessel. Neben ihnen entstanden Kraftwerke mit gewaltigen Maschinenanlagen. Gleichzeitig begann eine planmäßige Verbesserung des ausgelaugten Bodens; Wälder, die schon seit Jahrzehnten fast kahl geschlagen waren, wurden aufgeforstet; die Farmer wurden in landwirtschaftlichen Musterbetrieben mit neuen Methoden und Hilfsmitteln bekannt gemacht, und eine der ersten Industrien, die sich den Kraftwerken anlehnten, war die Produktion billigen Kunstdüngers für die Pflanzungen des Tennessee-Tales.

Es war nicht zu leugnen:

Mit den 500 Dollarmillionen wurde ordentlich und aufbauend gewirtschaftet.

Und selten wohl hat sich die Bevölkerung eines ganzen großen Landstriches so rückhaltlos und begeistert zu diesem neuen Manne Roosevelt bekannt wie in diesem vergessenen Gebiet des Tennessee.

Bis — ja, bis eines Tages, von den Eingeweihten als fast zwangsläufig erwartet, etwas geschah, was berichtet werden soll, wenn wir uns zuvor mit den Menschen, die dieses gigantische Werk trugen, befaßt haben werden.

Das waren die Arbeiter, die am Bau der Staudämme, der Talsperren, der Kraftwerke und Turbinenhäuser schafften.

Aus allen Staaten des Ostens und des Südens waren sie herangeholt worden. Aus dem gewaltigen,

trotz der Roosevelt'schen Zauberformeln „New Deal“ und „Nira“ immer noch wachsenden Heer der Arbeitslosen hatten die Agenten sie herausgefischt. In primitiven Lagern hausten sie neben ihren Arbeitsstellen; die Wirtschaftsbetriebe, Kantinen, Speisehäuser und Läden waren meist in der Hand der Lagerführer und Aufseher, die schlechtes Essen und schlechte Waren zu hohen Preisen an die Arbeiter verkauften, die keine andere Möglichkeit hatten, sich zu ernähren.

Aber davon schrieben die Zeitungen nicht, wenn sie in lärmender Begeisterung das große Geschehen im Tennessee-Tal priesen.

Viel interessanter als der Umstand, daß Zehntausende schwer arbeitender Menschen von Staatswegen schlecht ernährt wurden, war ihnen die Tatsache, die irgendein Reporter herausgefunden hatte und die nun die Runde durch die großen und kleinen Blätter der USA. machte:

„Der höchstbezahlte Arbeiter der Welt — im Tennessee-Tal Verdient sechs Dollar die Stunde beim Bau der Staudämme. Möchten Sie mit Tom Andrews tauschen?“

Wer also Lust hatte, mit diesem Großverdiener zu tauschen — und wer hätte das im Amerika der acht oder zehn oder noch mehr Millionen Arbeitslosen nicht wollen — der durfte unter diesen schreienden Schlagzeilen auch das Bild dieses sicher schon sehr wohlhabenden Mannes betrachten:

Unbestimmbares Alter — er konnte zwanzig wie fünfzig Jahre haben — völlig zerknitterte, nervöse Gesichtszüge — zugekniffen blinzelnde Augen — eine wüste, wirre Haartolle.

Nein — schön war er nicht, dieser Tom Andrews,

viel Staat war mit ihm nicht zu machen aber er galt als der höchstbezahlte Handarbeiter der Welt.

Sechs Dollar die Stunde

Daß er nur drei Stunden am Tag arbeiten konnte, weil jede weitere ihn dem Grab um einen großen Schritt näher gebracht hätte, das verschwiegen die Reporter. Daß er überhaupt nur sechzig Minuten hintereinander arbeiten konnte, daß nach jeder Stunde Arbeit fünf Stunden Ruhe kommen mußten, auch das paßte den Blättern wenig in dies glänzende Bild einer neuen „Prosperity“. Sie ließen es also lieber fort

Dieser Tom Andrews ist ein „sand hog“. Zu deutsch ein „Sandschwein“. So nennt der amerikanische Arbeiterjargon die Caissonarbeiter, jene Werkleute, die beim Bau von Tunnels und Dämmen in den Senk-kästen unter Wasser arbeiten.

In New York hat er beim Bau des Tunnels unter dem East River geholfen, dann war er in San Francisco, wo ein paar Brückenpfeiler neu gesetzt werden mußten, und jetzt haben sie ihn hierhergeholt, damit er mit einem Dutzend anderer Caissonarbeiter die Grundstützen für einen gewaltigen Staudamm in die Fluten des Tennessee versenkt.

Mit den anderen klettert er vor Beginn jeder ein-stündigen Schicht in die „Akklimationsröhre“, einen langen Stahlzylinder, in dem sie langsam an den hohen Luftdruck gewöhnt werden, der an ihrer Arbeitsstelle herrschen muß.

Schwere Panzertüren schlagen hinter ihnen zu. Die Welt bleibt draußen und mit ihr Sonnenschein und Leben. Heiße, drückende Luft, die sich immer mehr verdichtet, wird in die Röhre gejagt. Glühende Nadeln scheinen sich ins Gehirn zu bohren, dumpfes

Pochen braust in den Ohren, nie verläßt dieser bohrende, quälende Kopfschmerz den Tunnelarbeiter.

Die alten „Sandschweine“ kennen manchen Trick, durch bestimmte Atemzüge die Pein dieses Drucksturms zu mildern. Die Neulinge aber — und jeder bleibt mindestens drei, vier Wochen ein Neuling — packt die blasse Angst, wenn die Türen sich schließen, die Luft in brausendem Schwall einströmt und das Trommelfell platzen will. Dann hämmern sie in entsetzlicher Furcht an die Tür, pressen schreiend die Fäuste an die Ohren, sinken wimmernd zu Boden

Gleichmütig stieren die anderen vor sich hin. Das haben sie alle mal durchmachen müssen. Keiner kommt an dieser Panikstimmung vorbei.

Die Tür zum Caisson öffnet sich. Der Druckunterschied von oben und unten ist ausgeglichen. Auf einer schmalen Leiter drängen die Arbeiter der abgelösten Schicht nach oben. Auch sie müssen in der Röhre Station machen, damit der Luftdruck langsam auf ein irdisches Maß herabgesetzt wird.

An ihnen vorbei zwängt sich Tom Andrews mit seinen Kameraden. Höllische Glut schlägt ihnen entgegen. In trüben Dampfschwaden pendelt eine nackte Glühbirne, die mit schwachem rötlichen Schein den Boden spärlich beleuchtet.

Sie stehen im schleimigen, nassen Schlamm. Auf dem Grund des Flusses. Über ihnen und neben ihnen wölbt sich das stählerne Rund des Caissons, des Senkkastens, der oben geschlossen und unten offen ist. Ihr Arbeitsplatz. Ein paar Quadratmeter groß. Draußen, hinter der Stahlplatte, braust und jagt das Wasser des Tennessee. Die Preßluft, die unaufhörlich unter hohem Druck in den Kasten geblasen wird, hält den

Strom ab, unter dem Rand hindurchzuquellen und Tom Andrews, diesen höchstbezahlten Arbeiter der Welt, und seine Kameraden zu ersäufen.

Tom hat den Spitzenlohn der Schicht. Er ist der Vormann der Arbeiter, die mit Sauerstoffbrennern die Wand des Kastens in kleinen Kreisen zerschneiden, damit andere im Schutz der brausenden Preßluft den Mantel aus Beton und Stahlträgern weiter bauen können, der einmal den fertigen Pfeiler umschließen soll.

Hinter Tom steht einer, der aus einem Schlauch ununterbrochen einen dünnen Wasserstrahl auf seinen Rücken träufeln läßt. Denn nur zu oft setzt die Stichflamme aus, sprühen Funkengarben aus dem Mundstück, zuckt der Flammenstrahl von der Wand zurück auf den Vormann.

Dann glimmt das Hemd, die alte Hose brennt wie trockener Zunder auf. Dann hilft oft auch die Berieselung von hinten nicht mehr. Dann gibt es nur eins: Untertauchen, sich in den nassen Schlamm wälzen, die Flammen ersticken

Das tun sie alle von Zeit zu Zeit auch freiwillig. So unerträglich wird die Hitze in dieser stahlumschlossenen Gruft, so glühend die dampfende Haut, daß der feuchte, kühle Schlamm ihnen wie das parfümierte Kräuterbad einer Modeschönheit vorkommt.

Eine Stunde halten sie es da unten aus. Sie schneiden die Wand aus, sie gießen Beton und rammen Träger ein, sie graben den Grund tiefer und tiefer ab, und tiefer rutscht auch der Senkkasten, der im gleichen Maße nach oben verlängert und erhöht wird.

Eine Stunde nur.

Dann ist Schichtwechsel. Sie klettern die Leiter hinauf, lassen sich in der Röhre bei geringer werden-

dem Luftdruck hinausschleusen und sehen nach einer Ewigkeit das Tageslicht wieder.

Vom Tod auf ein paar Stunden dem Leben wiedergegeben.

Dann hocken sie stumpf und erschöpft in der Kantine ihrer Baustelle, essen wenig und gießen unheimliche Mengen kalten Bieres in den ausgedörrten Körper. Manchmal ist einer darunter, der beim Sprechen nach Luft schnappt wie ein Fisch, den man aufs Land warf.

Sie schlafen am langen Tisch, oder sie stieren teilnahmslos vor sich hin. Und manchmal, da schmettert einer ein Bündel Karten auf den Tisch und dann wird ein Poker aufgelegt, das nur um ganze Dollar geht. Ein wildes, kühnes, teuflisches Spiel

Es weiß ja keiner, ob es nicht sein letztes ist

Dann geht es wieder hinunter in den Schlamm des alten Tennessee, der braust und wirbelt, als wollte er das törichte Menschenwerk mit einem einzigen gelassenen Schlag seiner gewaltigen Pranke zerstören.

Dreimal am Tag taucht Tom Andrews hinab und wieder herauf.

Dann hat er zweimal Schichten Pause.

In seinen zerfetzten, verbrannten, stets ein wenig feuchten Kleidern wankt er nach Hause. Ja, er hat auch hier sein Zuhause; dem höchstbezahlten Arbeiter glaubte man einige Rücksicht schuldig zu sein.

In einer Wohnbaracke hat er eine winzige Küche und eine Schlafstube. Ethel, seine Frau, haust hier bei ihm. Auf alle seine Arbeitsplätze hat sie ihn begleitet. Ohne sie schließt Tom keinen Kontrakt ab.

Ethel ist mächtig stolz auf ihn. Sechs Dollar in der Stunde, achtzehn am Tag, hundertacht in der Woche—

wer verdient das schon? Und in den Zeitungen hat's auch gestanden, daß ihr Tom der Handarbeiter ist, der den höchsten Lohn in der ganzen Welt bekommt.

Da soll sie etwa nicht stolz sein?

Freilich — daß sie außer der fetten Lohntüte am Zahntag kaum etwas von ihm hat, das betrübt sie oft sehr. Wie gern möchte sie am Sonntag einmal seinen guten Anzug ausbürsten und mit Tom, diesem Helden der Schlagzeilen, durch die Lagerstadt spazieren. Beneiden sollen sie ihn und seine hübsche Frau, und sie selbst will um ihren großartigen Tom beneidet werden.

Er aber kommt nach Hause, schlingt sein Fleisch hinunter, ein Riesenstück, trinkt einen großen Krug Bier aus und ist im nächsten Augenblick schon eingeschlafen. In dem alten Lehnssessel vor dem Küchentisch. Manchmal bringt sie ihn mit Mühe — denn er ist ein schwerer Kerl, dieser Tom Andrews — ins Bett; oft läßt sie ihn auch im Sessel schlafen.

Es ist ein unruhiger, von nervösen Träumen gequälter Schlaf. Toms entzündete Augenlider flattern selbst im Schlaf, die von Brandnarben entstellten Hände zucken ruhelos auf der Decke, schweißnaß und wie ein Leichentuch ist sein Gesicht.

So verschläft er auch den Sonntag

Keine Lebensversicherung nimmt ihn auf. „Sand-schweine“ werden nicht versichert. Von hundert verunglücken wenigstens dreißig innerhalb eines Jahres tödlich, weitere fünfzig sterben nach ein paar Jahren an „Caisson-Krankheiten“, die restlichen zwanzig haben die Chance, als wandelnde Leichname noch ein paar Jahre länger ein trauriges Dasein zu führen.

Aber auch nur, wenn sie sich rechtzeitig von dieser

Arbeit zurückziehen. Sonst gehören sie unweigerlich zu den anderen dreißig oder fünfzig

Davon freilich erzählen die Zeitungen nicht, die ihre ahnungslosen Leser naiv fragen:

„Möchten Sie Tom Andrews sein? Der höchstbezahlte Arbeiter der Welt? Sechs Dollar die Stunde?“ —

Aus den Fluten des Tennessee wuchsen die Dämme. Breiter wurde die angestaute, gebändigte Wasseroberfläche. Land verschwand in ihr. Das war vorberechnet worden. Natürlich. Das stand ja im Programm. Ein paar hundert oder tausend mußten — gegen Entschädigung — leiden, damit Millionen gerettet wurden.

Nicht im Programm aber hatte es gestanden, daß gewisse Angestellte der „Tennessee Valley Authority“ oder ihre Freunde und Verwandten plötzlich als Landkäufer auftraten.

Als Käufer solchen Landes nämlich, das nach der Planung demnächst überschwemmt werden mußte. Es war ja billig zu haben; was war in diesem armen Landstrich nicht billig zu erwerben? Für das Vierfache oder mehr wurde der neue Besitzer dann später vom Staat entschädigt.

Auch nicht im Programm gestanden hatte es, daß die gesamte private Elektrizitätswirtschaft der USA. in wütendem Sturm gegen das Projekt anlief. Als nämlich die ersten Kraftwerke zu arbeiten begannen und bald eine Milliarde Kilowattstunden zu billigen Preisen abgeben konnten, da erhob sich ein Schrei der Entrüstung. Dies staatliche Unternehmen — das zwar die gleichen Steuersätze entrichtete wie jede Privatfirma — wagte es, den Strom so billig abzu-

geben, daß die anderen Kraftwerke ihre hohen Tarife um 30 oder 50 oder sogar 70 Prozent senken mußten?

Wo kam man hin, wenn der Staat hier Dinge betrieb, die zwar dem Wohle des Landes galten — meinetwegen! — aber keineswegs die bevorrechtigten Interessen des Kapitals berücksichtigten?

Sie schrien Zeter und Mord, sie liefen zum Gericht, sie klagten, sie gewannen die ersten Prozesse, sie spannten die politischen Parteien ein, sie setzten die ganze unterirdische Maschinerie politischen Intrigenspiels in Bewegung.

Und schon war das ganze gewaltige Tennessee-Unternehmen in Gefahr!

Präsident Roosevelt aber, der immer nur dann ein starker Mann ist, wenn es gilt, kleinere Staaten Süd- oder Mittelamerikas wirtschaftlich oder politisch zu vergewaltigen, nicht aber, wenn es für das gesamte Land gegen seine eigene Kaste, das Großkapital der „Sechzig Familien“, geht, dieser Präsident Roosevelt aber beschloß, schleunigst seinen Frieden mit den tobenden Trustgewaltigen zu machen, schlimmstenfalls das ganze Projekt fallen zu lassen.

Das wollten die anderen ja gar nicht. Sollte im Tennessee-Tal ruhig gebaut, gebuddelt werden, sollten die „Sandschweine“ ruhig Tag für Tag in die brodelnde Hölle ihres Senkkastens tauchen. Das an sich störte sie ja noch nicht.

Sie wollten nur dabei sein. Mitverdienen. Mit „im inneren Ring“ sitzen, wie der alte Wallstreet-Spekulant Dan Drew einst gesagt hatte.

Und so geschah es, daß eines schönen Tages einem gewissen Herrn Wendell Willkie — wir kennen ihn heute als den Gegenkandidaten Roosevelts bei der

Wahl von 1940, der nach seiner Niederlage mit fliegenden Fahnen in das Lager seines bisherigen Gegners übergang und ihn an Demagogie zu übertreffen suchte — daß diesem Herrn Wendell Willkie als dem Präsidenten der großmächtigen „Common Wealth Corporation“, was etwa mit „Gemeinnutz-Gesellschaft“ zu übersetzen wäre, diesen guten Namen aber keinesfalls verdient, im feierlichen Sitzungssaal der „First National Bank“ zu New York ein Scheck überreicht wurde.

Für seine Gesellschaft, zur Abdeckung ihrer Ansprüche und Zurückziehung ihrer Einsprüche gegen das Tennessee-Tal-Projekt.

Ein Scheck über die runde Summe von 78 600 000 Dollar.

Ein Scheck also, der selbst in Dollarika auffiel

Tom Andrews und die anderen „Sandschweine“ werden also weiterschufteten. Ihre Arbeit ist gerettet. Wenn sie aber in der Hölle ihres abgeschlossenen Grabes schufteten, dann tun sie es nicht mehr, damit ihre Arbeit einmal den Bewohnern dieses langen Stromgebietes zugute kommen soll.

Sie schufteten wieder für das Großkapital, das es zu verhindern mußte — und der Präsident der USA. beugte sich seinem Willen — daß auch nur eine einzige Kilowattstunde der dort gewonnenen Kraft billiger abgegeben wird als sie es wünschen.

Nach der Trauung — eine Puppe!

Fred Mallory hatte es satt. Aber gründlich, wie er unter erheblichem StimmAufwand immer wieder be-
teuerte. War denn das ein Leben? Dies elende Loch,
das er nun seit ein paar Monaten in dieser dreckigen
Straße Brooklyns bewohnte zum Teufel, wie
konnte man zu diesem Hausen überhaupt Wohnen
sagen! nie richtig gesäubert, von einem Drachen
von einer Vermieterin, die aus ihrem schmutzigen,
verwahrlosten „Lodging-house“ immer noch Reich-
tum zog, bespitzelt und überwacht. Morgens 'ne Zi-
garette, abends eine, dazwischen eine kümmerliche
Mahlzeit im Drugstore an der Ecke

Zum Teufel und zum Henker, war das noch ein
Leben?

„Wie sehe ich aus, he? Abgerissen, dreckig, zwei
Knöpfe fehlen auch schon wieder, der Ärmel ist zer-
rissen wer macht mir's heil, he? Kein Mensch
zum Teufel

Evelyn unterbrach den Wütenden.

„Aber Fred — ich natürlich wer denn sonst?“

Als hätte die sanfte, leise Stimme des Mädchens ihn
überwältigt, so jäh hielt er inne.

„Du — natürlich, Ev, wer denn sonst aber soll
ich vielleicht jeden abgerissenen Knopf durch halb
New York tragen, dahinten, in die trübe Gegend, in
der du bei deinen Eltern wohnst? Bin ja 'nen vollen

Tag unterwegs bei dem Geschäft Fahrgeld wird dafür nicht bewilligt“

Immer noch süß und sanft war ihre Stimme, aber hart und entschlossen blickten ihre Augen, als sie ihn nun wieder unterbrach:

„So — jetzt ist Schluß! Seit einem Jahr rede und predige ich, daß wir endlich heiraten wollen sieh mal, Fred, so einfach zusammenlaufen, so na, weißt ja schon das, das mag ich nicht muß schon seine Ordnung haben Pa würde auch schöne Augen machen, brauchte gar nicht mehr heim-zukommen. Aber so geht's ja auch nicht mehr alle Jubeljahre sehen wir uns, du hast schlechte Laune, meine ist nicht besser, wir zanken und ärgern uns du läufst wie ein Tramp herum und das alles bloß, weil du meinst, man kann nicht heiraten, wenn man keine rechte Stellung und keinen Job hat“

„Ja, siehst du“, wollte Fred Mallory, der abgebaute Verkäufer und Stadtreisende von J.R. Hickock Co., Geschenkartikel en gros, sich wieder in diese lange Ansprache der kleinen Person mit den blonden Locken und den unwahrscheinlich blauen Augen einschalten. Aber sie ließ es nicht zu.

„Stop, jetzt bin ich dran! Hättest ja recht, wenn bessere Zeiten wären, wenn du und ich verdienten und zusammen unser Auskommen hätten sind ja längst vorbei, die Zeiten, müssen sehen, daß wir über Wasser bleiben und jetzt wird geheiratet“, schloß sie etwas rasch und unvermutet.

„. . . . wird geheiratet“, murmelte Fred, den diese energische Aktivität seiner kleinen Evelyn völlig verstört hatte.

„Na also . . . nicht mehr lange gefackelt hab'

da von einem Friedensrichter gehört, der seinen Stand in der Ladenstraße unterm Grand Central Bahnhof hat fragt nicht viel, will keine Papiere sehen na, Fred, am besten gleich heute“

Fred zögerte. Er kannte das. Schließlich lebte er ja nicht seit gestern in New York und Amerika. Verheiratet war man hier verdammt fix, das Auseinanderkommen ging bedeutend langsamer und kostete einen Batzen mehr als die zwei Dollar für die „Marriage-License“.

Und dann — diese Schnelltrauungen vor diesen fast immer betrunkenen Friedensrichtern! Keiner wußte, wie sie ihre Bestallung eigentlich erworben hatten — aber sie hatten sie und sie nutzten sie vordringlich aus. Aber ekelhaft blieb's doch, sich so in der Eile heiraten zu lassen, wie man von der Straße weg zum Haarschneiden ging. Dauerte nicht länger und kostete auch nicht mehr

Er kannte mal einen, der war nach einer durchsoffenen Nacht mit irgendeinem Weibsschwein zum nächsten Friedensrichter getorkelt, hatte den alten Herrn aus dem Bett geläutet — „5 Dollar“ — und der Bursche hatte den Stockbetrunkenen in das nicht minder lallende Frauenzimmer schlankwegs getraut und für „gesetzlich verbundene Eheleute“ erklärt.

Ja, und als der Mann wieder nüchtern wurde, da sah er, daß er in dieser verfluchten Nacht eine im ganzen Viertel bekannte Kokotte geheiratet hatte! Ein schönes Stück Geld hat es ihn gekostet, sie nach einem halben Jahr wieder loszuwerden

Geradezu zum guten Ton mancher Gesellschaftskreise gehört es, sich eben mal rasch zu verheiraten.

Die Millionenerbin mit ihrem Schofför, dessen starke Lüften sie an diesem Abend der Trunkenheit entzückt haben — der junge Sohn eines reichen Vaters mit dem nächsten Barmädchen — ein klapperdürrer Greis mit einem blutjungen Ding und die vertrocknete Mumie einer liebestollen Witwe mit einem glattgesichtigen Knaben — — und immer findet sich ein Friedensrichter, der, ohne hinzuschauen, seinen Trautext herunterleiert und die Taxe einstreicht, um die es ihm allein geht.

Daran dachte Fred Mallory in diesen Sekunden des Zögerens. Dann aber blickte er auf. War ja Unsinn — seine kleine Ev, kannte sie ja schon lange genug ein Prachtmädchen und recht hatte sie:

Besser wurde es nie, wozu also noch lange warten? Zu zweit trug sich manches leichter

„Gut, Mädels, dann am besten sofort!“

Er zog den Schlips grade, schlug mit der Hand den Staub aus dem Jackett, fuhr mit einem alten Lappen über die Schuhe, stülpte den Hut auf — sie legte vor der Spiegelscherbe in Freds häßlichem Zimmer ein wenig Rot auf die mageren Wangen, zupfte das Hütchen zu recht

Fertig zur Trauung!

Sogar eine Subway-Fahrt spendierte er an diesem festlichen Tage, obwohl er genau wußte, daß er damit das Mittagessen von zwei Tagen vergeudete. Machte nichts — jetzt wurde geheiratet

Eine Stunde später standen Fred Mallory, stellungsloser Verkäufer, und Evelyn Shutton, stellungslose Verkäuferin, in einem winzigen Laden in der unteren Verkauftstadt am Grand Central Bahn-

hof. Hinter einem Gitter, jenseits des Ladentisches, hantierte ein alter Mann, dessen Hemdärmel auf sehr sparsamen Verbrauch an Wäsche schließen lassen. Er fragte nicht nach ihrem Begehr, brummte nur unwirsch: „Rankommen!“, trug die Namen, die Fred ihm nannte — es brauchten beileibe nicht die richtigen zu sein — in ein Buch auf ein Formular, leierte eine Formel herunter, sie hoben die Hände zum Schwur der ewigen Treue, Fred zahlte zwei Dollar Gebühr, erhielt das unterstempelte Formular und nach knapp zehn Minuten verließen Herr und Frau Mallory als rechtlich verbundene Eheleute den Laden.

Morgen würde Ev in Freds möbliertes Zimmer ziehen, würde es erst einmal gründlich säubern, die Mahlzeiten würde sie in Zukunft auf dem zum Zimmer gehörigen Gaskocher bereiten, und dann — ja, dann mußte man weiter sehen.

Jetzt war man erst einmal verheiratet

Wäre Fred nicht ein nüchterner Bursche und Evelyn nicht ein vernünftiges Mädel gewesen, dann hätten sie auch eine der anderen, in den USA. sehr beliebten Formen der Trauung wählen können:

Im Fesselballon, im aufgesperrten Rachen eines erlegten Walfisches, in der Kohlengrube, auf der Achterbahn eines Rummelplatzes, in einer Taucherglocke unter dem Wasser eines mondänen Seebades, vielleicht auch, die Leidenschaft zu besänftigen, nebeneinander in einem Eisblock liegend, im Badekostüm, ohne Badekostüm oder irgendein anderes Kostüm. Von einem Negerpriester oder, wenn er gerade frei war, denn seine Zeit war stark besetzt, von dem „jüngsten Pfarrer der Welt“, dem achtjährigen Charles Jaymes in Cleveland im Staate Ohio, den irgend-

eine Sekte tatsächlich zu einem staatlich anerkannten Priester gemacht hatte.

Daß es das alles gibt, daß dies alles keine Ausnahme ist und kein Aprilscherz, das beweisen die zahlreichen Photos, die in amerikanischen Zeitungen und Magazinen von solchen „Trauungen“ Kunde geben

Ja, es dauert in den USA. nicht lange, den Bund fürs Leben zu schließen. So rasch geht das Geschäft vor sich, daß sich der Staatsanwalt in einem New Yorker Stadtteil einmal veranlaßt sah, die Zustände auf dem Heiratsmarkt etwas näher zu betrachten.

Was er da feststellte, war grauenhaft.

Zu Hunderten waren Heiratslizenzen an schulpflichtige Mädchen gegeben worden, die ihr Alter falsch angegeben hatten. Kein Mensch hatte ihre Angaben nachgeprüft oder gar Beweise gefordert. Gläubig hatten die Friedensrichter oder die Stadtklerks ihre Aussagen hingenommen, auch wenn der bloße Augenschein sie eines Besseren belehrte. Zwar durfte ein Mädchen im Staate New York — die Gesetzgebung der einzelnen Staaten der Union weicht auch im Eherecht voneinander ab — erst mit 18 Jahren heiraten — aber die gefälligen Beamten hatten gegen gute Dollars ohne Bedenken Vierzehnjährige und Fünfzehnjährige verheiratet. Natürlich fast immer an Männer gesetzten Alters, die sich an der Jugendfrische der Kinder erholen wollten. Und ebenso fast immer war dieser verkappte Mädchenhandel mit Wissen der Eltern vor sich gegangen.

Eine junge Frau, die mit 14 Jahren geheiratet hatte, besaß mit zwanzig schon fünf Kinder, worauf der wackere Ehemann es vorzog, sich schleunigst von ihr

scheiden zu lassen. Andere waren von ihren Eltern und den Ehestandsbeamten an Männer verkuppelt worden, die sich später als notorische Verbrecher entpuppten. Wieder andere hatten noch scheußlichere Dinge erlebt und waren dann in nackter Armut zurückgelassen worden.

Europa mag diese Zustände für Ausnahmen oder grobe Übertreibungen halten. Sie sind es nicht. „Gottes Lieblingsland“ hat auf diesem Gebiet noch ganz andere Spezialitäten aufzuweisen.

Es konnte sich zum Beispiel im Jahre 1937 rühmen, die jüngste Ehefrau der Welt zu besitzen.

Hier ihr Name:

Frau Eunice Johns, neun Jahre alt, wohnhaft in Hancock-County im Staate Tennessee.

Neun Jahre alt, richtig und vor dem Gesetz gültig verheiratet, und wenn der Ehemann sein eheliches Recht fordert, dann hilft ihr kein Gesetz und kein Richter.

Ein trauriger Ruhm

Es war alles ganz nüchtern und unromantisch vor sich gegangen. Eines Tages war der Holzfäller Charles Johns, ein stämmiger Bursche, vor dem Friedensrichter Lamb in Sneedville im Staate Tennessee erschienen, hatte auf das Mädchen, das im dürftigen, ausgewaschenen Kleid neben ihm stand, gezeigt und erklärt, sie wollten sich, wie es im dortigen Sprachgebrauch heißt, „die Ehe kaufen“.

Der Friedensrichter hatte weder zugehört noch hingesehen, hatte nur das Wort „Ehe“ vernommen, hatte sofort seinen Spruch gemurmelt, die Lizenz ausgeschrieben und zwei zerknitterte Dollarscheine in die Tasche geschoben.

Dann war er, ohne dem jungen Paar noch einen Blick zu gönnen, davongeeilt. Er hatte noch viel vor, denn er war ja nicht nur Friedensrichter und Steuereintreiber, er verwaltete den einzigen Kramladen des Ortes, betrieb einen Holzhandel, war Postagent und am Feiertag Presbyter in der Methodistengemeinde. Ein vielbeschäftigter Mann also, dem kaum Zeit blieb, dem frisch getrauten Ehepaar noch einen Blick zu schenken.

Als Herr Johns danach in den Laden trat, um für sich eine Packung Zigaretten, für Frau Johns eine Puppe zu erstehen, da war der Friedensrichter restlos zufrieden. Ein einträglicher Vormittag

Herr und Frau Johns, rechtlich verbundene Eheleute, kehrten in das Haus seiner Eltern zurück. Dort ergriff der ergrimnte Papa seine Schwiegertochter, legte sie übers Knie und verprügelte sie nach Strich und Faden. Als Eunice darauf am nächsten Morgen zu ihrer eigenen Mutter eilte, um dort Schutz zu suchen, ließ Papa Johns, der inzwischen ein hübsches kleines Reklamegeschäft gewittert hatte, sie durch den Sheriff zurückholen.

Und es gibt im Staate Tennessee und in allen Staaten der Union kein Gesetz, das dieser Mutter helfen würde, ihr Kind vor so grotesker Schande zu bewahren

Die Reporter und Wochenschaumänner strömten herbei, die jüngste Ehefrau der Staaten — vielleicht sogar, welch Ruhm, der ganzen Welt? — in ihrer hausfraulichen Tätigkeit zu sehen.

Sie fanden in der von vierzehn Menschen bewohnten Hütte der Familie Johns ein verschüchtertes Mädchen, das weinend in einem Winkel hockte. Es weinte,

weil ihr Gatte es nicht länger mit der Puppe spielen lassen wollte — so kindliches Treiben war ihm allmählich doch zu peinlich geworden. Dafür hatte er sie — was auch sein gesetzlich bestätigtes Recht war — aus der Schule genommen! Er meinte, so erzählte er gern den Reportern, in der Schule könnte ein junge Frau wohl kaum die Kenntnisse erwerben, die sie für die Ehe nun einmal, und wie die Dinge liegen, meine Herren!, brauche. Was der grinsende Chor mit zynischem Lächeln quittierte . . .

Er hatte der kleinen Eunice, diesem mißhandelten, geschändeten Kind, keinen Gefallen getan. Denn in der Schule fühlte sie sich noch am wohlsten. Sie war dort ja nicht allein — sechs verheiratete Frauen saßen neben ihr auf den Bänken, und keine war älter als 14 Jahre. Eine brachte ihr Baby mit, zwei andere erwarteten Kinder.

Das ist kein grausiger Witz. Das sind Zustände, die in den vernachlässigten Bergstaaten der Union an der Tagesordnung sind. Nie hat sich die herrschende Schicht der Plutokraten der USA., die mit keinem anderen Namen besser gekennzeichnet werden kann, um diese armseligen Waldbewohner des Südens gekümmert. Im vorhergehenden Abschnitt dieser Zeitbilder wurde von den nie ausgeführten Versuchen berichtet, das wilde Stromgebiet des Tennessee mit seiner stets drohenden Hochwassergefahr zu bändigen. Nichts geschieht, was die Lage dieser armen Menschen bessern könnte. Hier leben die meisten Analphabeten der USA. Hier gedeihen finsterner Aberglaube, Geister-spuk und teuflischer Unsinn. Und hier werden auch die Kinderehen geschlossen, die dann als neueste, kitzelnde Sensation die Runde durch die Magazine

machen — erschlafften Gemütern zur lüsternen Augenweide, in Wahrheit eine Kulturschande erster Ordnung:

Allein im Staate Tennessee wurden in dem Jahr, da auch die neunjährige Eunice Winstead die Frau des Holzfällers Charles Johns wurde, 467 Heiratslizenzen an „Bräute“ unter 14 Jahren ausgeteilt!

Vollgültige, nicht anfechtbare Ehen. Das Gesetz des Staates Tennessee — und das allein regiert hier — gibt keine Möglichkeit, sie ihres Widersinnes wegen zu trennen. Wenn ein trunkener Friedensrichter seinen schmutzigen Rock angezogen, seinen Text gebrummt, den Schein unterschrieben und dafür zwei Dollar kassiert hat, dann ist die Ehe in Ordnung.

Freilich — sie kann ordnungsgemäß wieder geschieden werden. Aber das kostet viel Geld. Viel mehr als die kleine Eunice oder ihre arme Mutter je aufbringen könnten.

Eine andere Hilfe aber haben die USA., das Land der Wächter über Tugend und Moral der ganzen Welt nicht für ihre armen Kinder.

Ein Staat lebt von der Scheidung

Mitten aus der trostlos gelben, verdorrten Sandwüste Arizonas, in der hier und dort ein paar staubige Stachelgewächse eine sparsam grünende Natur vorzutäuschen suchten, wuchs ein bunter Fleck.

Schreiende, grelle Farben verschwammen im grellen Sonnenlicht zu häßlich schillernden Flecken. Als das Auto, das auf der großen Straße von Phoenix, der Hauptstadt des Staates Arizona, nach Los Angeles in Kalifornien durch den Staub fuhr, näher kam, lösten sich die Flecken in meterhohe Buchstaben auf.

Neben der Straße, von weither sichtbar, stand auf festen Stützen ein gewaltiges Schild. Der Mann am Steuer grinste, drehte sich zu seiner Begleiterin und wies auf das Schild. Auch die Frau, ein Girl mit nichts-sagend geschminktem Puppengesicht, lachte, als sie nun las:

„56 Meilen nach Salome dem Ort, wo Salome in der Wüste tanzte kein Warten, kein Aufschub bei Tag und Nacht können Sie dort getraut werden“

„Großartig, Darling“, kicherte das Girl. „Los, fahr zu! Sind auf dem richtigen Wege“

Ein paar Minuten später tauchte ein neuer Farbfleck am Horizont auf, wuchs zu Buchstaben und Worten, die auf die hervorragend rasche Abfertigung einer Trauung in Salome hinwiesen.

Wieder andere Schilder, andere Sprüche

Endlich war man am Ziel.

Vor einem Haus, das einsam mitten in der Wüste lag, hielt das Auto. Staub wirbelte auf und legte sich in dicken Schwaden wie eine weiße Puderschicht über das Bauwerk und die verdorrten Agaven, die die ausgefahrene Einfahrt neben der Straße wie ein zerfallener Zaun begrenzten.

Der Mann stieg aus, schritt auf das Haus zu, das sich als eine häßliche Bretterbude entpuppte, die über und über mit Plakaten bedeckt war.

Neben der Tür stand in riesigen Buchstaben die Gebrauchsanweisung:

„Bei Tage — nur hereinspaziert!“

„Bei Nacht — an der Glocke zu läuten!“

Am Giebel kündete eine leuchtende Schrift, daß hier der Gerichtshof von Salome im Yuma County im Staate Arizona seinen Sitz habe, der es für seine Pflicht halte, bei Tag und Nacht auf dem Posten zu sein und gegen entsprechende Gebühr Heiratslustige zu verbinden. Für eine etwa geplante Hochzeitsfeier hielt sich der zweite Raum des prächtigen Schuppens empfohlen: „Vans Cocktail-Bar und Café!“

Und alle Ankündigungen waren mit dem Hinweis verbunden, daß hier die unwahrscheinlich schöne Judenmaid Salome einst in der Wüste ihre die Sinne berückenden Tänze vorgeführt haben sollte.

Eine Behauptung, die die Historiker kaum bestätigt hätten, wenn sie je den nach diesem immerhin nicht gerade amerikanischen Girl benannten Ort besucht hätten

Der Mann winkte dem Mädchen, das sich lachend in seinen Arm hing. Da es noch Tag war, bedurfte es — laut Plakat zur Linken — keiner Anmeldung:

Sie öffneten die knarrende Mitteltür, traten ein, im Hintergrund erhob sich ein Mann, der wie ein Cowboy kostümiert war, aus dem wippenden Schaukelstuhl, und nach einigen Minuten verließ ein frischgetrautes Ehepaar — er ein glatter, unangenehm eleganter Kerl, sie ein lackiertes Püppchen, vielleicht die aus Langeweile durchgebrannte Tochter eines reichen Papas — das Gerichtsgebäude, um hinter der Ecke die böartig schillernden Schnäpse zu probieren, die des Friedensrichters älterer Bruder selbst braute und dort ausschänkte.

Ein Paar war zusammengelaufen, das Gesetz der USA. hatte es zusammengegeben und ein paar Wochen später finden wir die beiden wieder, als sie ein anderes Stück des weitherzigen Gesetzwerkes der USA. in Anspruch nehmen, um sich voneinander zu befreien

Als im Jahre 1910 ein jäher Zusammenbruch die wichtigsten Silberminen der USA. stilllegte und das weißgraue Metall in einen wertlosen Erdklumpen verwandelte, da war auch das Schicksal des Staates Nevada besiegelt.

Denn vom Ertrag der Silberbergwerke hatte das bergige Hochland im Westen Amerikas, nur noch durch Kalifornien vom Stillen Ozean getrennt, bisher gelebt. Wohlstand, ja Reichtum hatte sich angesammelt. Mit einem Schlage war alles vorbei. Silber war nichts mehr wert, lohnte nicht einmal die Förderungskosten — Gold war der neue Götze, der es entthront hatte.

Mit dem Silber war das Land wertlos geworden. Denn seine Bewohner liebten es ja nicht um seiner selbst willen, so wie europäische Bauern am kargen

Heimatboden hängen. Es war ihnen ja nur die Hülle, die rasch beseitigt werden mußte, um zu den verborgenen Schätzen der Erde zu kommen. Als der Abbau des Silbers nicht mehr lohnte, da gingen die Menschen nicht etwa daran, nun dem mißhandelten Boden ihre Arbeit zu geben, ihn in fruchtbares Ackerland zu verwandeln. Sie kehrten ihm den Rücken, verließen ihn, wanderten ab. Gebiete von der Größe europäischer Fürstentümer wurden damals für ein kleines Faß Schnaps verschenkt!

So wurde Nevada der menschenärmste Staat der USA. Zwar gehört er mit 286000 Quadratkilometer Fläche zu den größten der 48 Sterne der nord-amerikanischen Flagge, aber es leben in diesem weiten Gebiet, das sich in der größten Länge über 800 Kilometer, in der größten Breite über 450 Kilometer erstreckt, nur noch 110000 Menschen, also nicht mehr als in einer Großstadt, wie sie Deutschland zu Dutzenden besitzt. Und mit 0,4 Einwohnern auf einem Quadratkilometer hat Nevada die geringste Bevölkerungsdichte aller Staaten der USA.

Es ist der Staat der Geistersiedlungen. Da liegen mitten in der Wüste die verlassenen Städte der Silbergräber. Rhyoloth, Goldfield, Tonopah und viele andere — einst, vor drei Jahrzehnten, lärmende, von jubelnder Trunkenheit erfüllte Städte, deren 20000 und mehr Einwohner in ewiger Jahrmarktsstimmung dahintaumelten. Sie hatten Geld in Hülle und Fülle, denn unter ihren Füßen lag ja in dicken Schichten das Silber. Da ist Virginia City, die Zentrale des Silberbezirks — damals ein strahlender Tempel des Reichtums — in dessen marmorgeziertem Opernhaus noch die große Sängerin Adelina Patti vor eirem begeistert

Beifall grölenden Parkett von rauhhaarigen Silberschürtern sang — heute eine völlig verlassene Geisterstadt, deren Häuser langsam verfallen, deren breite Straßen vom wehenden Sand der großen Wüste überflutet werden, in der nachts die Wüstenhunde den Mond anheulen, in der aber keine Menschenseele mehr wohnt.

Verlassen, aufgegeben. Wie so vieles in der USA., das der Mensch ausgeplündert und erschöpft hat . . .

Ein armer Staat ohne Zukunft war Nevada damals geworden, das Sorgenkind der Union.

Bis irgendein smarterer Kopf — wem er gehörte, ist nicht mehr festzustellen, heute will jeder ihn besessen haben! — auf die flotte Idee kam, dem Staate und seinen 110000 Bewohnern auf ganz gesetzlichem Wege neuen Reichtum zuzuführen.

Er hatte nämlich, wahrscheinlich mehr durch Zufall als durch scharfes Nachdenken, bemerkt, daß die Scheidungsgesetze des Staates Nevada hervorragend geeignet waren, Menschen, die der gemeinsamen Ehe überdrüssig waren, in kurzem Verfahren voneinander zu trennen. Und er hatte zugleich festgestellt, daß die hier ausgesprochene Ehescheidung zwar von keinem anderen Staat der Union ebenso prompt und sauber geliefert werden konnte, was dem Staate Nevada eine monopolartige Sonderstellung geben mußte, daß sie aber zugleich der Gesetzgebung fast keines anderen Staates widersprach. In Nevada geschiedene Ehen mußten also in allen Staaten der Union ebenso als geschieden gelten, nur in New Jersey und Süd-Carolina nicht, deren Gesetze strenger waren.

Auf dieser Entdeckung wurde dann, von geschäftstüchtigen Managern aufs rechte Gleis gebracht, in ein

paar Jahren jene gewaltige Industrie aufgebaut, die dem verarmten Staate zu neuen Einnahmen und zu dem Ehrennamen „Scheidungsparadies Nevada“ verhalf.

Denn eine Industrie, ein Geschäft auf rein kommerzieller Grundlage ist alles, was in Nevada und besonders im Hauptscheidungsort Reno, dicht vor der kalifornischen Grenze, mit der Trennung von Ehen zu tun hat. Die gesamte Bevölkerung nimmt praktisch an diesem Spiel teil. Soweit sie ständig dort wohnt, also zu den Ureinwohnern des Paradieses gehört, ist sie einnehmender, verdienender Teil — ist sie nur zugereist, dann muß sie zwar viel Geld im Lande lassen, aber sie reist, von Ehebanden befreit, wieder davon.

Mehr als 50000 Ehen, also die Hälfte der Einwohnerzahl des Staates, werden alljährlich in Nevada geschieden. Davon in Reno allein rund 15000. Jeder dieser 100000 scheidungslustigen Ehepartner bringt aber einen ganzen Troß von Begleitern — Anwälte, Reporter, Dienstboten, Freunde, Freundinnen, Verwandte, „Berater“ jeder Art — mit, die großen Hotels beschäftigen Tausende von Angestellten, nicht einmal die Gerichte kommen mit heimischen Hilfskräften aus: Man kann also gern annehmen, daß den 110000 Urbewohnern Nevadas gut die drei- bis vierfache Zahl von Zugereisten gegenübersteht, die sich meist nie länger als genau sechs Wochen im Lande aufhalten, um dann neuen Scharen Platz zu machen, die wiederum neue Millionen ins Land tragen.

Denn das ist der besondere Kniff, den damals jenes ausgeruhte Köpfchen in den Gesetzen des Staates Nevada entdeckte:

Man braucht sich nur eine gewisse Zeit im Staate aufzuhalten — das ist alles, was man zu tun hat, um

danach prompt und wunschgemäß geschieden zu werden.

Ursprünglich war die Frist auf ein Jahr festgelegt gewesen, dann wurde sie, um durch rascheren Wechsel der Scheidungskandidaten größere Einnahmen zu haben und die Gerichtsmühle nicht leer laufen zu lassen, durch ein verfassungsänderndes Gesetz des Miniaturparlaments in der Staatshauptstadt Carson City auf sechs, dann auf drei Monate herabgesetzt, und heute genügt es, sich sechs Wochen im Lande aufzuhalten. Zwar muß man vor Gericht erklären, seinen dauernden Wohnsitz in Nevada zu nehmen, aber kein Mensch denkt daran, dem Verbleib all dieser künftigen Bürger nachzuforschen, die nach genau sechs Wochen, spätestens am Tage nach der Scheidung, spurlos und unauffindbar verschwunden sind. —

Frau Violet Johnson also — an einem beliebigen Beispiel soll der Gang dieses Scheidungsgeschäftes erläutert werden — hat sich entschlossen, ihre Ehe mit Jimmy Johnson, Fabrikant von irgendetwas, trennen zu lassen. In Salome ließen sie sich vor fünf Monaten trauen, aber nun haben sie's satt. Sie haben sich nicht gerade geprügelt — Jimmy ist viel zu erfahren, um es soweit kommen zu lassen, denn es würde ihm außer der unrettbar verlorenen Scheidung eine nette Zeit hinter starken Gittern eintragen — weder er noch sie haben sich unentwegt betrogen und hintergangen — nein, sie mögen sich einfach nicht mehr, und so ist Frau Violet nach Reno gereist — man kann es bequem im Sonderzug mehrerer Eisenbahngesellschaften oder auch mit der mehrmals täglich verkehrenden Fluglinie erreichen — um hier ihre Ehe scheiden zu lassen.

Um eine Begründung ist sie nicht verlegen. „See-
lische Grausamkeit“ des Ehepartners wird, wenn der
beschuldigte Teil der Mann ist, von jedem ameri-
kanischen Gericht als hinreichender Grund anerkannt.
Und in Reno ist das Gericht nur zu gern bereit,
darunter alles zu verstehen, was die Klägerin vor-
bringt.

Frau Violet hat also die Auswahl.

Er hat ihr verboten (weil er nämlich weiß, daß sie
völlig unbegabt ist), zum Film zu gehen, und ist so
ihrer geistigen Entfaltung im Wege gewesen.

Oder: Er hat sie durch fortgesetztes nächtliches
Schnarchen (kein Witz, sondern ein oft vorgetragener
und gewürdiger Grund!) seelisch gequält.

Oder: Er erzählt immer wieder die gleichen alten
Witze.

Oder: Er pflegt beim Rasieren zu singen, während
sie zur gleichen Zeit die köstliche Stille des neuen
Morgens genießen will.

Oder: Er haßt ihren süßen Terry, diesen himm-
lischen Schoßhund — weil das Biest den ganzen Tag
kläfft und jault.

Oder: Er raucht abends im Bett noch schweigend
eine Zigarre, während sie mit ihm über den letzten
Tonfilm plaudern möchte.

Oder: Er mag ihre Freundinnen nicht, denen er
zuletzt, weil sie zuviel klatschten, das Haus verbot,
während sie sie zu ihrer geistigen Entwicklung braucht.

Oder: Er spricht zu viel.

Oder: Er spricht zu wenig.

Oder: Er geht zu viel aus.

Oder: Er bleibt zu viel zu Hause

Er kann überhaupt tun oder lassen, was er will

— geschieden wird er doch, denn dies alles oder noch viel mehr, was man in gesitteten Ländern für unmöglich halten würde, gilt im Scheidungsparadies als „seelische Grausamkeit“ und ihretwegen wird Jimmy Johnson unweigerlich geschieden.

Beweise? Nun, immer findet sich eine Freundin, oder eine entlassene Köchin, die gern und auch wahrheitsgemäß bestätigt, daß Herr Johnson an einem Abend, an dem die arme Violet in strahlender Laune nach Hause kam, unausstehlich und widerlich gewesen sei. Eben . . . „seelisch grausam“.

Daß der gute Mann vielleicht den Kopf voller Sorgen hatte, weil ihn die Wirtschaftsexperimente seines Präsidenten eine Stange Geld kosteten — das kümmert das Gericht nicht.

Er hat die arme Violet durch seine Verdrießlichkeit gequält, dafür wird er nun geschieden und dafür muß er zahlen.

Denn das ist natürlich das Ende, um das sich der ganze Rummel dreht:

Herr Johnson soll natürlich eine hohe Abfindungssumme oder eine lebenslange Monatsrente zahlen! —

Frau Violet ist also in Reno angekommen und hat in einem der Luxushotels, die wie der ganze Ort auf Wildwest kostümiert sind (allerdings als Salonausgabe), ein Appartement genommen. Ihre Kleider hat sie nach der Ankunft abgelegt und trägt nun die Nationaltracht von Reno, kurze Seidenhöschen und eine am Hals freigebig geöffnete Seidenbluse. Sie ist zum Friseur gegangen, hat sich von den Dauerwellen bis zu den Zehennägeln neu und schön machen lassen, und dann sieht sie sich um, wie sie die sechs Wochen auf beste, amüsanteste Art verbringen kann.

Sie kann es — ohne Sorge! Reno ist eine „wide open town“, eine weit offene Stadt, in der dem Vergnügungsleben keine gesetzliche Grenze gezogen ist. Ein ewiger Karneval durchtobt diese Stadt, alle Lokale — jedes Haus beherbergt mindestens eins — sind Tag und Nacht geöffnet, in den Tanzdielen, den Hotels, den Bars, den als Wildwest-Farmen ausgestatteten Wochenendhäusern am Rand der Wüste hämmert die Jazz in drei Schichten eine tosende Non-stop-Musik. Hunderttausend bunte Glühlampen bemühen sich, am Abend den samtweichen Glanz der Sterne zu verdrängen, und durch all den leuchtenden, lärmenden Hexensabbath drängt sich die Herde scheidungs-lüsterner Frauen.

In den Lokalen und Hotelhallen lungern die Gigolos, die hier als Cowboys verkleidet sind, ölige, geleckte Gestalten in Fransenhosen, Stulpenstiefeln, Seidenhemd, einen schweren Colt umgeschnallt. Sie haben große Aufgaben: Gegen entsprechendes Honorar bilden sie selbst den Scheidungsgrund, wenn einmal ein Mann seine Frau in Reno verlieren will sonst singen sie in schmelzenden Tönen, ebenfalls für ein Honorar, die alten Hirtenlieder der Cowboys, obwohl sie jemals weder eine lebende Kuh sahen noch eine Nacht unter dem sternenfunkelnden Himmel der Wüste verbrachten.

Frau Violet kann sich also amüsieren. In jeder Preislage, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Rasch vergehen die sechs Wochen. Ihr Termin rückt heran. Von ihren neuen Freundinnen und Freunden — man kann sich übrigens in Reno gleich wieder trauen lassen — begleitet, erscheint sie mit ihrem Anwalt vor Gericht. Ist der gewisse Jimmy Johnson, der natürlich nicht

anwesend ist, ein Mann mit „publicity“, dann wird sie von einem Kreuzfeuer zuckenden Blitzlichts, schnurrender Tonfilmapparate und klickender Kameras empfangen. Sonst vollzieht sich ihr Aufmarsch ohne großes Aufgebot.

Ihr schönstes Kleid, all ihren Schmuck hat sie angelegt. So will es das Zeremoniell der Scheidung. Vor einem der sechs Richter, die unaufhörlich damit beschäftigt sind, Scheidungsklagen anzuhören und nach fünf Minuten das Urteil zu sprechen, wird auch die Klage Johnson gegen Johnson aufgerufen.

Da der Anwalt Frau Violet gewarnt hat, erklärt sie nicht, wie es eine stark angetrunkene „Dame“ vor einigen Tagen tat, sie dächte gar nicht daran, in diesem elenden Sandloch länger als bis morgen zu bleiben, was den Richter nur erzürnt und zur Abweisung des Klagebegehrens führt, sondern sie schnurrt auf seine Frage mit süßem Wohllaut in der Stimme ihren Vers herunter:

„Immer will ich im Staate Nevada leben, dem schönsten der Union. Er hat die besten Einrichtungen, das herrlichste Klima und — den edelsten Richter!“

Mit der Höflichkeit eines Empfangschefs hört der Richter — er ist wie alle im Staate ein gewählter Beamter — dies abgedroschene Kompliment an, dann fragt er verbindlich nach dem Scheidungsgrund, den er ja schon aus den Akten kennt, stellt noch ein paar Fragen, forscht, ob jemand für den abwesenden Ehemann der Klage widerspreche — was natürlich keiner tut, weil Jimmy Johnson glücklich ist, die sanfte Violet mit dem empfindlichen Seelenleben loszuwerden — und dann klopft er mit dem goldenen Hämmerchen,

das aus abgezogenen Trauringen gestiftet wurde, auf den Tisch und verkündet die Trennung der Ehe. Nebenbei verurteilt er den fernen Jimmy, der ihm vielleicht leid tut, an Violet monatlich bis zur Wiederverheiratung 800 Dollar Rente zu zahlen. Nicht viel. Jimmys Anwalt hatte mehr erwartet. Dies drückt seinen Klienten nicht sehr

Das ganze Verfahren hat, abgesehen von den sechs Wochen fröhlichen Lebens, knapp zehn Minuten gedauert.

Da aber die sechs Scheidungsrichter von Reno im Jahr 14745 ähnliche Verfahren durchführen sollen, um den Ansturm überhaupt zu bewältigen, kann dem einzelnen Fall wirklich nicht mehr Zeit gewidmet werden.

Ein großer Rummel ist dies Scheidungsparadies Nevada. Ein ganzer Staat lebt davon

Wenn wir uns recht entsinnen, dann kämpft der Präsident Roosevelt seit Jahren auch für die Heiligkeit der Ehe und der Familie!

Die Goldgräberinnen von Miami

Immer wieder hatte Myrna Keene sich über die aufdringliche Reklame geärgert, die sie — als sie noch an jedem Morgen durch New York gefahren war, um sich eine Stellung zu suchen — auf Schritt und Tritt verfolgt hatte:

„Unter tropischem Sternenhimmel ein Märchenland Mondnächte unter rauschenden Wipfeln die große Sehnsucht aller schönen Frauen“

Plakate, die in endloser Folge in den düsteren Schächten der Untergrund vorüberflogen und wie schreiend bunte Farbenkleckse die Gitter der veräucherten Hochbahn bedeckten, hatten dies Paradies gepriesen.

Dreimal täglich hatten die Sender es in den Äther geschrien:

„Durch freundliche Vermittlung der Brown-Forman Distillery Company in Louisville, Kentucky, der Herstellerin des seit 1870 berühmten Whisky „Old Forester“, bringen wir eine Plauderei vom letzten Tanzabend im Hotel Royal Worth in Palm Beach auf Florida“

Aus den Magazinen hatten sie täglich die immer gleichen Bilder angelächelt, auf denen verführerisch elegante Frauen in ebenso verführerischen Badekostümen lässigen Schrittes über schneeweißen Strand schlenderten, der immer so sauber aussah, als sei er

eben gewaschen, getrocknet, durch den Staubsauger gezogen und dann gebleicht worden.

Und wenn sie abends einmal ins Kino gegangen war, dann war das gleiche märchenhafte, verfluchte Land der Hintergrund einer romantischen, herrlich verlogenen Liebesgeschichte gewesen:

Florida! Immer wieder dies verdammte Florida!
Und seine Perle Miami

Myrna hatte das Wort schon nicht mehr hören können. Gehaßt hatte sie es. Verhöhnt fühlte sie sich — nie, nie würde sie dies gepriesene Paradies sehen, diese „große Sehnsucht aller schönen Frauen“

Wie sollte sie, die kleine Frau, die im großen New York der Krise keine Stellung finden konnte, überhaupt daran denken, auch nur die Reise nach Florida, der schmalen Landzunge zwischen dem Atlantic und dem Golf von Mexiko, zu bezahlen? Wie den Aufenthalt in den sündhaft teuren Hotels (billigstes Zimmer mit Bad und Aussicht in den Lichthof pro Tag 30 bis 40 Mark!)? Zerfetzen hätte sie die bunten Plakate mögen, von denen azurblaues Meer, schneeweißer Sand und sanft sich neigende Palmenwipfel lockten...

Und jetzt — kaum wagte sie es zu glauben — jetzt stand sie auf diesem gleichen blendenden Sand, sah auf die hellen Schaumköpfe eines tief dunkelblauen Meeres, hörte über sich die Wipfel zerfächerter Palmen rauschen.

Sie wußte zwar nicht, daß dies herrliche Tropenparadies erst vor einem Menschenalter künstlich geschaffen wurde, als die Dollarplutokratie auf der Suche nach neuen, vom gemeinen Volk abgeschlossenen Vergnügungsplätzen Florida entdeckte, daß der blendende, von ewiger Sonne überflutete Meeres-

strand damals von einförmigem Buschwerk und verstaubten Kaktusgewächsen begrenzt war, daß die Palmen erst von geschäftstüchtigen Hoteldirektoren angepflanzt wurden, weil launenhafte Dollarprinzessinnen für ihr Geld eben die Romantik lauer Mondnächte im scharfen Schatten hoher Palmen erwarteten.

Das alles wußte sie noch nicht. Es bekümmerte sie auch nicht. Denn sie war dort, wohin — wenn man den Plakaten trauen durfte — die Sehnsucht alle schönen Frauen zwangsläufig führen mußte:

In Miami.

Im Luxusbad der Millionäre.

Im Paradiesgarten

Sie selbst, Myrna Keene, hatte natürlich an diesem Paradies nur einen höchst bescheidenen, eigentlich sehr fragwürdigen Anteil.

Die Gruppe der Tanzgirls, der sie angehörte, war im Dachgeschoß eines riesigen Hotels untergebracht. In zwei engen Kammern, unter deren schrägen Dach man nicht recht stehen konnte, standen ihre schäbigen, verbogenen Betten; ihre Tanzkostüme hingen an Nägeln an den Wänden, die Koffer mußten die Schränke ersetzen, zwei winzige Blechschüsseln stellten die Waschbecken für acht Mädels dar und das Wasser mußte in Eimern aus einem anderen Stockwerk herbeigeschleppt werden.

Über die Hintertreppe natürlich, damit die zahlenden Gäste des Hotels nicht merkten, mit wem sie unter einem Dach zusammenhausen mußten. Unter einem Dach übrigens, auf dem die südliche Sonne Tag für Tag mit so drückender Glut lastete, daß an Schlafen in den Bodenkammern auch des Nachts nicht zu denken war.

Myrna war — so glaubte sie, und dieser Glaube war ihre ganze Hoffnung — auf dem Wege nach Hollywood. Weit war dieser Weg ins gelobte Land des Films und der großen Gagen, und über manchen Umweg führte er. Viele Stationen hatte Myrna schon hinter sich:

Ein halbes Jahr hatte sie, da Amerika sonst keine Arbeit für sie hatte, im „Portorose“, dem Nachtlokal am Broadway in New York, ausgehalten, bis Al Haimowitz, der dunkelhaarige Mixer aus irgendeinem osteuropäischen Ghetto, auch sie in seine schmutzigen Geschäfte ziehen wollte. Da war sie gegangen, und Olive Sharpe, diese rauhaarige, kesse und doch so treue Kameradin mit ihr. Sie konnten nun tanzen, sie hatten viel gelernt, so war es nicht allzu schwer, Anschluß an eine andere Truppe zu finden.

Noch ein paar ähnliche Lokale, den Broadway hinauf und hinab, hatten sie passiert, dann waren sie mit „Douglas Haigs Girl-Schau“ auf eine Wanderfahrt gegangen, die sie von New York über die großen Städte der Ostküste allmählich dem Paradies Florida näher gebracht hatte.

Und nun hauste Myrna seit ein paar Tagen mit drei anderen Mädels in der Dachkammer, sie aß in einem lichtlosen Verschlag im Kellergeschoß des Hotels, neben der Geschirrwäscherei, deren klirrenden Lärm die dünne Wand nicht aufzuhalten vermochte, und am Abend stand sie auf dem schmalen Podium im „Hollycourt“, einem der zahllosen Nachtkabarets von Miami.

Sie tat, was sie immer getan hatte in diesen letzten Jahren:

Sie tanzte, warf die schlanken Beine hoch, lächelte, sang dumme Lieder dazu, ließ sich begaffen und mit den Blicken abtasten, trank ein paar Cocktails dazu und bemühte sich, danach mit der Schminke auch die ekelhafte Atmosphäre dieses Berufs und dieses Lebens abzuwaschen.

Und manchmal, wenn sie — während ihre Kolleginnen sich gern zu Mondscheinfahrten auf dem sanft plätschernden Ozean einladen ließen — allein am Strand ihren Träumen von Glück und vom Erfolg nachhing, da dachte sie wohl auch an Bill Keene, der einst — wie lange war das schon her! — ihr Mann gewesen war, mit dem sie ein einfaches, aber sorgloses und im Grunde frohes Leben geführt hatte, bis der „Schwarze Freitag“ ihm alles nahm, was er besaß, und die Hoffnung auf ein neues Leben dazu. Davongelaufen war sie ihm, weil sie glaubte, das Elend der Arbeitslosigkeit nicht mehr aushalten zu können; gehungert hatte sie, da auch sie keine Stellung mehr fand, bis ein Zufall sie an einem Abend der Verzweiflung ihrer alten Freundin Olive Sharpe in die Arme führte, die sie als Tanzgirl im „Portorose“ am Broadway unterbrachte.

So war Myrna Keene nach Miami gekommen.

In das Paradies der Millionäre, von dem sie nur die Kehrseite sah

An der Vorderfront aber glitzerte und glänzte es in tausend lockenden Farben. Auch für die USA. fast beispiellos war der Aufschwung, den das Modebad der Plutokratie in wenigen Jahren genommen hatte.

Denn noch vor einem Menschenalter war Miami ein winziges Dorf gewesen. in dem ein paar Dutzend Fischerfamilien ein ärmliches Leben zwischen dem

Moor der Everglades, einer undurchdringlichen Sumpflandschaft, und den mit Mangroven überzogenen Korallenriffen fristeten. Im Jahre 1896 stieß die erste Eisenbahn bis nach Miami vor. Um den Ort als „Stadt“ auszuweisen — denn nur Städte waren würdig, von der Eisenbahn berührt zu werden — mußten 500 Einwohner nachgewiesen werden! Es war unendlich mühevoll, diese Zahl zu erreichen, und nur dadurch möglich, daß sich zahlreiche Einwohner liebenswürdigerweise zweimal zur Zählung zur Verfügung stellten

Heute aber ist Miami eine Großstadt, die im Winter — der Hauptsaison — gut 400 000 Einwohner, darunter 40 000 Neger und die paar hundert „Urbewohner“, nämlich Indianer vom Stamme der Seminolen, hat und im Winter 1940/41 von fast 2½ Millionen Amerikanern besucht wurde, die dort rund 800 Millionen Mark in den Taschen der Besitzer von Hotels, Kneipen, Klubs, Kabaretts, Golfplätzen, Jachten und Rennhunden zurückließen.

Miami Beach, der ausgedehnte Badestrand auf einem Korallenriff, war noch 1913 ein unpassierbares Mangrovendickicht — heute leben 75 000 Menschen ständig dort und täglich passieren 50 000 Autos die drei Dämme, welche die Beach mit Miami verbinden.

Und während der Ort im Jahre 1913 vier Häuser besaß, in denen man zur Not ein bescheidenes Quartier fand, zählt man heute 16 große Nachtclubs, 4 Golfplätze, Hunderte von Bars und mehrere hundert Hotels, darunter Wolkenkratzer bis zu 15 Stockwerken.

Dies alles hat eine geschäftstüchtige Spekulation in wenigen Jahren entstehen lassen. Eine glänzende Kulisse eines raffiniert angelegten Raubzuges. Denn

man kann zwar in Miami alles kaufen: Sonne, Wärme, Ruhe, Erholung. Aufregung, Sensation und Luxus — aber alles kostet in diesem Sündenbabel der USA. das Dreifache, vielleicht Zehnfache der Summen, die man in New York oder Chicago dafür anlegen müßte.

Eine hübsche Geschichte wird aus der Entstehungszeit dieses Paradieses berichtet. Durch irgendeinen Zufall war ein stellungsloser New Yorker Plakatmaler Daniel Boone im Weltkrieg an den damals noch wüsten Strand von Miami verschlagen worden. Im Pokerspiel hatte er einigen Fischern ein paar Grundstücke abgewonnen, mit denen er ein grandioses Geschäft zu machen gedachte. Eben war das große Kolonial-Hotel mit 500 Zimmern in neun Stockwerken im Rohbau fertiggestellt worden. Boone ließ durch die Presse, deren Reporter er zu ködern wußte, verbreiten, ein sehr reicher Menschenfreund, den er sogar in Gestalt eines würdig dreinblickenden alten Herrn — in Wirklichkeit ein von ihm engagierter Schauspieler — in Miami auftreten ließ, beabsichtige, in der Nähe des Hotels auf bereits erworbenem Gelände eine großartige Stiftung für wohltätige Zwecke zu errichten. Als die Spannung genügend genährt war, ließ er durchsickern, die Stiftung würde ein Spital für Leprakranke sein!

Panisches Entsetzen packte die Spekulanten, die ihr Geld in diesen neuen, wie sie glaubten, völlig entwerteten Strand gesteckt hatten. Besonders die Besitzer des dicht vor der Einweihung stehenden Kolonial-Hotels sahen ihren Reichtum im Sand versickern; sie waren glücklich, das Hotel, dessen Baukosten rund vier Millionen verschlungen hatten, für ein paar hunderttausend Dollar an ein von dem gerissenen Boone

inzwischen zusammengebrachtes Konsortium los-schlagen zu können.

Von dem Lepra-Spital war hinfort nicht mehr die Rede, der reiche Mann verschwand spurlos und Booke war Besitzer eines gewaltigen Hotelpalastes geworden, ohne mehr als ein paar hundert Dollar eigenes Geld eingesetzt zu haben

Keiner soll sich hier auch nur länger als 24 Stunden aufhalten, der es nicht bezahlen kann. Die Millionäre wollen unter sich sein, und die anderen sollen sie bedienen. Ganz bewußt hat man die unverschämten Preise geschaffen — das „Volk“ soll draußen bleiben. Als Kellner, Stiefelputzer, Stubenmädchen, Friseur, Bootsmann und Tänzerin wird es zugelassen; am üppigen Nichtstun teilzunehmen ist ihm streng verboten!

Schließlich kann man den Herren Millionären aus Wall Street, den Filmhelden aus Hollywood, den goldschweren Konservenfabrikanten aus Chicago und den Großgangstern aus Pittsburgh ja auch nicht zumuten, ihren behaglichen Schlendergang über samtweichen Strand von irgendeinem Herrn Keene oder Mallory kreuzen zu lassen, diesen niederen Geschöpfen aus dem arbeitenden Volke!

Was wollte auch ein Fred Mallory, dieser brave Provisionsagent aus den finsternen Steinschluchten New Yorks, in diesem Ort, wo er den Genuß eines einzigen Cocktails mit einem vollen Wochenverdienst bezahlen müßte?

Nein — die Snobs der „Society“ bleiben — dafür ist gesorgt — hier unter sich

Trotzdem hat das Elend, das aus dem reichsten Land

der Welt einfach nicht wegzudenken ist, auch hierher gefunden.

Myrna Keene entdeckte es eines Abends, als sie, in Gedanken versunken, die eleganten Strandpromenaden verließ und weiter am Meer entlang bummelte. Sie hatte es kaum beachtet, daß die schneeweißen Hotelpaläste schon hinter ihr lagen, daß nur noch einzelne Bungalows über die Dünen schauten.

Plötzlich war sie an einen Platz geraten, der wohl früher einmal — das bedeutete in dieser jungen Stadt: vor höchstens drei Jahren! — als Stapelplatz für allerlei Baumaterial gedient haben mochte. Verfallene Schuppen sah sie, Wellblechdächer ohne Wände, alte Baubuden, ja sogar ein paar Badekabinen waren hierher geraten.

Und diese düstere Gegend war mit Hunderten von Menschen bevölkert!

Männer waren's in der Mehrzahl. Abgerissene, unrasierte, magere Männer, in deren stumpfen Augen das Feuer der Leidenschaft für Frauen und für die Schönheit der Welt längst erloschen war.

Myrna kannte diese Augen in abgezehrten Gesichtern. Hundertmal hatte sie sie gesehen, als sie selbst noch in der Millionenarmee der Arbeitslosen marschiert war. Sie wußte sofort: Auch diese Männer waren Arbeitslose, waren ausgestoßen aus der Schar der Glücklichen, die für ihre Arbeit Brot und Kleidung erhielten.

Millionen kräftiger, arbeitsfähiger Männer zogen jahraus, jahrein über Amerikas Landstraßen. Keiner gab ihnen Arbeit, keiner Brot. Zusammenbetteln mußten sie, was sie zum Leben brauchten, und ihre

einzigste Sehnsucht war, der Sonne und dem Sommer nachzureisen.

So mochten auch diese auf ihrem Zug nach der Wärme in das sonnige Florida gekommen sein. Am Strande von Miami hatten sie diesen verlassenen Platz entdeckt und hier ihr Winterquartier aufgeschlagen. Keiner hatte sie bisher vertrieben, keiner sich um sie gekümmert. Wovon sie lebten? Auch das wußte keiner

Das aber, was an einem einzigen Abend in einem einzigen Hotel Miamis vertrunken wurde, hätte ausgereicht, alle diese Männer, die ja arbeiten wollten, es aber nicht durften, auf viele Monate zu ernähren und zu kleiden.

Es wurde aber vertrunken

Den wer wollte im Lande der freien Demokratie einen Börsenjobber zwingen, den siebenten Cocktail nicht mehr zu trinken und den Zwanzigdollarschein, den er dem Mixer sonst über die Marmorplatte geschoben hätte, einem Arbeitslosen zu geben?

Wer hätte das, auch wenn er wollte, überhaupt gekonnt? —

*

Olive Sharpe, Myrnas rauhbeinige aber treue Freundin, hatte sie ihr schon am dritten oder vierten Abend gezeigt:

Mariette Priscilla, Miamis erfolgreichste Goldgräberin

„Wird denn hier noch“, so hatte Myrna erstaunt gefragt, „Gold gegraben? Lohnt das denn noch?“

„Schäffchen“ — Olive Sharpe lachte laut auf — „gibt es denn so viel rührende Einfalt in diesem unheimlichen Babylon? Nee, Kindchen — Gold wird

hier nicht mehr gegraben, jedenfalls nicht aus der Erde, so wie im Wildwestfilm mit Schaufel, Hacke und Sieb so nicht, höchstens aus den Taschen der Männer — ja, hast du denn wirklich noch nichts von den Goldgräberinnen von Miami gehört?“

Myrna hatte nicht. Höchste Zeit, daß die lebenskundigere Olive sie aufklärte.

„Haifische sind's, die Golddiggers mit den sanften Kinderaugen und den süßen Gesichtchen — richtige ausgekochte Luderchen fast alle noch jung, so eben erwachsen, aber gerissen, sag ich dir hier irgendwo an diesem gottgesegneten Strand stellen sie sich zur Schau in den raffiniertesten Badekostümen natürlich, die sie erwischen konnten können's ja auch, sind ja alle gut gewachsen Gott, Schäfchen, sieh mich nicht so an! Manchmal, wenn sie gar zu sehr an Langeweile leiden, dann mögen sie wohl auch mal baden, ist ja warm genug sonst liegen sie da auf der Lauer und warten auf Mannsbilder, die dumm genug sind, auf den Schwindel hereinzufallen

„Und dann? Wozu eigentlich?“ unterbrach Myrna diese seltsame Naturbeschreibung der Haifische von Miami.

„Was denn! Ist doch furchtbar einfach: Stellen sich da zur Schau sind ja lecker anzusehen, werfen feurige Blicke der Flirt ist fertig abends dann eine Mondscheinpartie, auf dem Wasser oder unter den Palmen na, und dann ist's bald geschehen denn die Goldgräberinnen — meistens sind's Girls, die in Hollywood gescheitert sind — kennen sich mit den etwas altertümlichen Gesetzen dieses guten Staates Florida höllisch aus! Wenn er erst

geflirtet hat, dann muß er heiraten, der Trottel verstehst du, er muß einfach . . . na, und wenn er erst wieder nüchtern ist, dann rennt er zum Scheidungsrichter. Der ist hierzulande nicht kleinlich, trennt das Opfer von seinem Haifisch, aber das Girl hat seinen fetten Abfindungsscheck oder eine nette Lebensrente in der Hand einfach aus der Tasche des reichen Dummkopfes gegraben“

Atemlos war Myrna diesem Bericht gefolgt, den Olive in ihrer burschikosen Art hervorgesprudelt hatte.

„Und diese Mariette Priscilla?“

Sie wies auf ein hochbeiniges Girl, das in einem eleganten Nachmittagskleid an ihnen vorbeischlenderte; ein Puppengesicht, von schwarzen Locken gerahmt, mit seltsam nichtssagenden, fast hochmütig gelangweilten Zügen.

„Ja, diese süße Fee ist die erfolgreichste der ganzen Gilde viermal schon ist es ihr geglückt warte mal: Zuerst war es ein Schuhfabrikant, da irgendwo aus dem Norden, dann“ Olive schien die Skandalchronik von Miami schon gut studiert zu haben, „dann kam ein verwöhntes Jüngelchen aus schwerreicher Familie, der Dritte war irgendein Jazzkönig aus Kalifornien und der vorläufig Letzte hatte irrsinnig viel Geld, dafür schielte er auf beide Augen na, und nun läuft dieser reizende Haifisch eben aus, um neue Jagdgründe zu suchen“

Myrna schüttelte sich, daß Olive hell auflachte.

„Ja, Herzchen — Nerven muß man schon haben an diesem gesegneten Strande; wenn wir erst ein paar Wochen auf unserem verräucherten Podium die Beine geschwungen haben werden, dann wirst du schon

allein erkennen, was hier gespielt wird Erpres-
sung, Sensation um jeden Preis, Schildkrötenrennen
und dergleichen Unfug romantischer Mondschein
mit allgemeiner Trunkenheit na, nicht mein
Fall alles Schwindel und gewaltiger Humbug”

Sie faßte Myrna unter und zog sie mit sich fort. Es
war Zeit, sich zum ersten Auftreten umzuziehen.
Douglas Haig konnte recht heftig werden, wenn eins
seiner Girls zu spät in der Garderobe erschien.

Es wurde Abend, Miami rüstete sich, die Zeit mit
neuen Belustigungen zu erschlagen. Die Lichter
flamnten auf in diesem modernen Gomorra. In einem
tollen Wirbel taumelnder, künstlich erzeugter Lebens-
freude begann eine neue Nacht im Babel der USA.

Zur gleichen Zeit überzählten Millionen kleiner
Angestellten die wenigen Scheine, die sie für eine
Woche harter Arbeit erhalten hatten — sahen Mil-
lionen verarmter Farmer sorgenvoll über verdorrte
Felder — trotteten Millionen müder Arbeiter zur
Nachtschicht in den Stahlwerken des Ostens — legten
Millionen Mütter ihre Kinder hungrig ins Bett

Und in Miami vergeudeten ein paar tausend Men-
schen in einer Stunde das, was Hunderttausende von
Angestellten, Farmern, Arbeitern, Müttern in einer
Woche erschuftet hatten.

Seine Majestät das Kind

Einen einzigen „Job“ brachte Evelyn Mallory von der Arbeitssuche einer ganzen Woche nach Hause. Fast zwei Jahre war sie nun schon mit Fred, dem stellungslosen Verkäufer, verheiratet, aber das Wort „Einkommen“ wurde in ihrem Haushalt immer noch sehr klein geschrieben. Ja, um die Wahrheit zu sagen: Es hatte in diesen zwei Jahren viele Monate gegeben, in denen beide zusammen nicht mehr als zehn, zwölf Dollar verdient hatten. Mit allerlei Gelegenheitsarbeiten: Er als Laufjunge, als Auflader in einer Expedition, als Gehilfe in einer Markthalle — sie als Photomodell, als Aufwärterin in einem Restaurant, als Arbeiterin in einer „Fruchtpackerei“, später als Tellerwäscherin in einer Großküche. Immer nur für ein paar Stunden, selten mehr als drei, vier Tage hintereinander.

Zehn, auch wohl zwölf Dollar betrug ihr Monatsverdienst in dieser Zeit. Der Lohn für die Arbeit zweier Menschen, die sich nicht etwa treiben ließen, auf die lausigen Zeiten schimpften und sich dem großen, unsichtbaren Geisterstaat der 20 Millionen Amerikaner einreichten, die damals von kümmerlichen öffentlichen Unterstützungen vegetierten:

Die Farmer, denen dieser Wohlfahrtsstaat Prämien zahlte, damit sie keinen Weizen mehr bauten und keine Schweine züchteten — die Arbeiter, die in den Anlagen der Großstädte herumhockten — die Kauf-

leute und Gewerbetreibenden in den menschenarmen Landstädten des Weizengürtels, deren Läden nur noch selten ein Käufer betrat.

Gut hatten es in diesem Geisterstaat nur die 400 000 Angestellten, die seine Verwaltungs- und Zahlstellen betreuten. So gut, daß die großen politischen Parteien um die Besetzung dieser Stellen bei jeder Wahl heftig miteinander rauften!

Nein — ehrlich hatten Fred und Evelyn sich bemüht, Arbeit zu finden, zu schaffen, zu verdienen.

Aber: zwölf Dollar im Monat . . . ein reichlich mageres Ergebnis und schlechter Lohn für guten Willen.

Nun aber hatte Fred vor ein paar Wochen einen „Job“ gefunden, der sie beide notdürftig ernährte und auch von Dauer zu sein schien. Einem dicken Kameramann eines großen New Yorker Blattes durfte er die Apparate, Stative, Platten und Scheinwerfer nachschleppen. Er war zufrieden, hatte weit schlechtere Zeiten hinter sich. Sie wurden satt, konnten die Mietschulden für das häßliche, kahle Zimmer in einem verwaorlosten Appartementhaus bezahlen . . .

Aber es langte nur dazu. Nicht weiter. Doch da waren noch andere Schulden, die abgetragen werden mußten, ihre Wäsche war zerschlissen, Fred brauchte unbedingt einen Mantel. Also mußte Evelyn den täglichen Marsch zu den Agenten, den Stellennachweisen der großen Zeitungen, zu all den Menschen fortsetzen, die sie im Lauf dieser zwei Jahre kennengelernt hatte.

Heute aber war ihr das Glück geradezu in den Schoß gefallen:

Sie sollte Arbeit bekommen! Wenn sie wollte, für

lange Zeit! Hoch bezahlt: 15 Dollar die Woche, dazu freie Kost vom Morgen bis zum Abend.

Ein Glück! Ein großartiger Job! Man konnte sich sattessen und noch 15 Eisenmänner in jeder Woche nach Hause tragen, und das Glück sollte nicht schon übermorgen im grauen Nebel einer ungewissen Zukunft versinken

Es hatte nur einen Haken, dies Glück, und der hieß: Hausarbeit.

Ein Wort, das jede „freie“ Amerikanerin sehr wenig schätzt. Ja, es gilt ihr als Schande, sich als Diensthote in einen Haushalt zu verdingen. Sie schämt sich nicht, in einer Großfleischerei sehr wenig appetitliche Dinge zu tun — auch nicht, sehr mangelhaft bekleidet über eine Revuebühne zu marschieren — aber einem fremden Menschen das Bett zu richten, das Geschirr zu spülen und die Wohnung zu säubern, das gilt in diesem Lande der freien demokratischen Arbeitsauffassung als durchaus entehrend.

Sie drängen sich zwar zu Hunderten, wenn in einer schmutzigen Spülküche eines lichtlosen Kellerrestaurants für 5 Dollar in der Woche ein Posten frei ist, aber 15, 20 und 30 Dollar nebst freier Station in einem Haushalt, das lehnen sie ab!

Amerika, das auf seine Organisationskunst sonst so stolz ist, hat es bis auf den heutigen Tag nicht verstanden, das Problem der mangelnden Haushalthilfe irgendwie zu lösen. Lieber zwingt es seine Bürger, sich tagaus, tagein von gewärmten Konserven oder einem Schnellimbiss im Stehen unten an der Ecke zu nähren, in ungemütlichen Wohnungen zu leben, zerrüttete Ehen zu führen, als daß es solchen Vorstellungen zuleibe geht, die in Europa nur komisch wirken . . .

Auch Evelyn war nicht frei von solchen Vorurteilen. Aber sie war vernünftig genug, sie in diesem Fall zu überwinden und an ihr eigenes Los zu denken. Außerdem war Mrs. Robson, in deren Haushalt sie nun morgen antreten sollte — von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends — auf jeden ihrer Wünsche bereitwillig eingegangen, dankbar und erstaunt, daß es in ganz New York unter einer guten Million Arbeitslosen wirklich ein Mädel gab, das bereit war, ihr die Sorge um den Haushalt abzunehmen.

Angstvoll, daß sie diesem Wunderkind nicht gefallen könnte, hatte sie die drei Zimmer ihrer Wohnung in einem eleganten Miethaus an einem großen Boulevard in Brooklyn vorgeführt. Natürlich war die Wohnung „voll mechanisiert“: Elektrischer Herd, Külschrank, Müllschlucker, Staubsauger, in der Küche eine Menge praktischer Maschinen. Einkäufe wurden telefonisch erledigt, die bestellten Waren beim Portier des Hauses abgeholt.

Mrs. Robson, die tagsüber als Kassiererin in einem Juweliergeschäft am oberen Broadway tätig war — Herrn Robson schien es nicht mehr zu geben, jedenfalls wurde er nie erwähnt — erklärte ihrer neuen Hausgehilfin ihre Pflichten:

Die Wohnung sauber halten. Einkäufe bestellen. Das Abendessen vorbereiten

Ja, und dann wäre da noch Tobby. Der Sohn. Neun Jahre alt. Etwas lebhaft, nun ja, wie Jungen nun mal sind. Schule? Nein — zur Schule ginge er jetzt nicht er wäre da zuletzt in einer sehr gut empfohlenen Privatschule gewesen; bei Reverend Braitsford, vielleicht schon mal gehört, Miß? Aber die Anstalt scheine wohl doch nicht viel zu taugen Tobby

habe sich mit dem Lehrer nicht vertragen können, obwohl er doch sonst ein fügsamer Junge sei

„Und da haben Sie ihm einfach so den Willen?“

„Ja, liebes Fräulein“ (daß sie verheiratet war, hatte Evelyn zunächst noch verschwiegen), „was sollte ich denn machen er lag mir in den Ohren da habe ich ihn erst einmal aus der Schule genommen“

Erst viel später erfuhr Evelyn, daß der fügsame Junge Toby seiner Mutter eigentlich nicht in den Ohren gelegen, sondern sie hinter die Ohren geschlagen hatte, weil sie leise Zweifel an der Richtigkeit seiner Darstellung der schlechten Eigenschaften seiner Lehrer zu äußern gewagt hatte.

Das wußte sie aber an diesem Tage noch nicht.

An diesem Tage ereignete sich erst einmal dies:

Mrs. Robson hinterließ Wirtschaftsgeld und Schlüssel und verschwand. Toby schlief noch. Evelyn ging an die Arbeit

Die drei Zimmer waren rasch gesäubert. Ein paar Anrufe in den Geschäften, die Mrs. Robson ihr aufgeschrieben hatte das Geschirr in die Spülmaschinen gesteckt, trocken gerieben, verwahrt ein Sprung zum Portier, die gelieferten Waren abzuholen kaum ein halber Vormittag war vergangen.

Fein, freute Evelyn sich, das ging ja großartig sie würde sich in das Wohnzimmer setzen, etwas Radio hören — der Apparat lief den ganzen Tag auf voller Lautsprecherstärke, aber das hörte sie schon gar nicht mehr aus ihrem kümmerlichen Logierhaus war sie ganz anderen Lärm gewöhnt — und

dann konnte man ja mal sehen, ob da irgendwo Wäsche auszubessern war

Vergnügt pfeifend fuhr sie im Lift nach oben. Fröhlich schloß sie die Wohnungstür auf. Heiteren Sinnes betrat sie das Zimmer.

Sie kannte es nicht wieder.

Es schien geschneit zu haben; eine Flut winziger Papierschnitzel rann immer noch aus der Höhe auf die Teppiche nieder. Weiße Flocken überall: auf dem Boden, auf den Möbeln, in den Vasen. Eine Schranktür stand offen, Wäsche und Geschirr waren davor ausgebreitet, und von der Höhe des Schrankes quäkte eine unreif-kindliche, bösertige Stimme:

„He, du da räum' das wieder weg aber schnell!“

Als Evelyn verblüfft nach oben starrte, flog ihr klatschend ein nasser Lappen 'ns Haar.

„Wird's bald, du Trampel?“

Polternd und die Politur des Schrankes zerkratzend kletterte ein kräftiger Junge, dem das Haar unordentlich in das schwammige Gesicht hing, aus der Höhe herab; herausfordernd baute er sich vor der verdutzten, immer noch fassungslosen Evelyn auf.

Sie hatte die Bekanntschaft des Herrn Tobby Robson gemacht.

Und damit zugleich hatte sie Seine Majestät das Kind kennengelernt.

Denn dieser unleidliche, wüste Bursche unterschied sich keineswegs von Millionen seinesgleichen, die die Tyrannen ihrer Familien sind, denen nichts verboten, aber alles erlaubt ist — jedenfalls nehmen sie das an und keiner wagt es, sie auf diesen grundlegenden Irrtum aufmerksam zu machen.

Was Evelyn in den nächsten Wochen — solange hielt sie tapfer aus — im Haushalt von Mrs. Robson erlebte, war ein Martyrium. Was sie geordnet und gesäubert hatte, war im nächsten Augenblick zerstört und beschmutzt. Frisch hergerichtete Wäsche lag plötzlich zerknüllt in der Ecke.kehrte sie den Rücken, schwammen Klumpen Salz im Essen. Toby riß sie an den Haaren, beschädigte ihre Kleider, kniff und schlug sie. Er benahm sich wie ein tückischer Zwerg.

Es gab keine Wehr. Die Mutter war machtlos. Seufzend zahlte sie Schmerzensgeld, ersetzte sie zerschnittene Kleider. Aber sie lehnte es entrüstet ab, den Bengel zu züchtigen.

Seine Majestät das Kind regierte auch dieses amerikanische Haus

Den Grundstein zu dieser herrschenden Stellung des Lausbuben und des Hemdenmatzes hat die Dollarplutokratie gelegt, der es auf die Dauer nicht mehr genügte, ihr eigenen Taten, ihre Gewohnheiten und Unarten in Wort und Bild einer gefälligen Presse kommentiert zu sehen, sondern die diese „Publicity“ auch auf ihre Familien, auf die Halbwüchsigen und Säuglinge übertragen wissen wollte.

Der Presse war dieser Wunsch einem Befehl gleich. Sie engagierte besondere Kinder-Reporter, die den quäkenden Lauten eines Millionärsbabys erst die rechte Bedeutung zu geben wußten, die mit Kamera und Blitzlicht das Ereignis des ersten Zahnes, des ersten Schultags, des ersten Tennissieges (über einen dazu verurteilten Verlierer) begleiteten. Die Magazine überschlugen sich in der Bewunderung all dieser süßen, klugen, kräftigen, entzückenden, wohlerzogenen Gören aus der 5. Avenue, aus den Sommer-

palästen Floridas, den Millionärsburgen am Michigan-See.

Und Amerika war beglückt. Mütter rasten vor Begeisterung, Väter gaben lachend, doch sehr einverstanden, ihren Segen:

Seine Majestät das Kind hatte seine Herrschaft angetreten.

Der Erfolg blieb nicht aus:

Jeder Lausejunge erklärte seinem Herrn Papa, auch er sei zu höherem berufen, er verlange, daß seine Meinung respektiert werde, und im übrigen werde er in der nächsten Sitzung des Debattierklubs der Schule das Thema stellen: Mein Herr Vater!

Und jeder zehnjährige Lockenkopf sah in sich eine neue Shirley Temple, auserwählt aus der Millionenschar amerikanischer Kinder, von Hollywoods magischen Strahlen angezogen.

Ja, Tausende von Müttern, denen der goldgelockte Dollarengel der flimmernden Leinwand Auge und Sinn verwirrt hatte, kratzten die letzten Ersparnisse zusammen, nahmen Jane oder Mary oder Gwendolyn oder Ellen an die Hand und fuhren nach Kalifornien. Ein unnatürlich herausgeputztes, unkindliches, onduiertes und geschminktes kleines Wesen führten sie dort im gesegneten Hollywood den Filmproduzenten vor. Das heißt — bis zu irgendeinem wirklich maßgebenden Mann der Filmindustrie drangen sie natürlich nie vor. Irgendwo in den Vorzimmern blieben sie hängen und froh durften sie sein, wenn ihnen ein gieriger Agent oder ein drittrangiger Assistent gegen ihre wirklich letzten zehn Dollar versprach, den süßen Liebling vor die Augen des Gewaltigen zu führen, der natürlich stets sein bester Freund war und ange-
geb-

lich nur darauf wartete, einen neuen Kinderstar gegen Shirley Temple ins Feld zu führen, deren Ruhm doch eigentlich stark übertrieben sei

Froh durften sie sein, wenn sie nur diese letzten zehn Dollar los wurden, den Allgewaltigen und den schon bereitgehaltenen Fünftausend-Dollar-Vertrag nie zu sehen bekamen und auf irgendeine armselige Art wieder in die stille Stadt im Staate Utah zurückfanden, deren langweilige „Main Street“ ihr dann tausendmal reizvoller erschien als das lockendste Ateliergebäude Kaliforniens.

Denn die Kriminalstatistik Amerikas kennt zahlreiche Fälle, die ganz anders ausgingen. In denen die halbwüchsigen Mädchen, die der Agent vorzustellen versprach, spurlos verschwanden und erst nach wochenlanger Jagd in einem der verrufenen Häuser mexikanischer Grenzstädte wiedergefunden wurden. Die Grenze ist da ja nicht weit

Dann hatte das Märchen von Ihrer Majestät dem neuen Kinderstar ein jähes, böses Ende gefunden.

Und doch waren alle diese Fälle nicht in der Lage, der rummelhaften, lärmenden Begeisterung des Amerikaners für den Hosenmatz ein Ende zu machen. Ja, bald gab es überhaupt keinen Widerspruch mehr. Die öffentliche Meinung revoltierte, wenn irgendwo ein ernster Mann oder eine Frau, der Hollywood den Kopf nicht verwirrt hatte, Bedenken gegen diese schrankenlose Freiheit der Kindererziehung äußerte. Dann war die Freiheit schlechthin in Gefahr, dann rühmte Amerika sich, das kinderliebste Land der Welt zu sein, dann galt der Warner als muckerischer Asket.

Zahllose Lanzen wurden für Seine Majestät den Hosenmatz zerbrochen, Wagenladungen von Flug-

schriften seinerwegen gedruckt, er wurde zum politischen Programm erhoben.

Und wurde — wie sollte es anders sein — dabei immer dreister, anspruchsvoller, frühreifer.

Er verlangte — und erhielt — seine eigene Presse, die nicht etwa nach der Art europäischer Kinderzeitungen seinem jungen Geist angepaßt war, sondern den Lesestoff der bewährten Magazine einfach auf ihn übertrug.

Er erhielt eigene Modeschauen, bei denen Mannequins im Alter von sieben bis vierzehn Jahren einem ebenso alten Publikum und dessen hingerissenen Müttern die Modelle vorführen, die ein gut angezogenes Kind am Strand, im Haus, auf der Kindergesellschaft, im Garten wie im Auto in der nächsten Saison zu tragen hat.

Ernsthaft und blasiert stolzierten sie da über den Laufsteg. Unkindlich aufgeputzte „Bräute“ in Schleier und Spitzenkleid; leicht bekleidete Badeengel, deren Bewegungen weit mehr an die raffiniert berechneten Gesten der „Haifische“ von Miami erinnerten als an die unbewußten Regungen eines hübschen Kinderkörpers; kleine Kavaliere im Frack neben ihren Damen, denen die Abendkleider auf die kindliche Figur gemessen waren.

Am nächsten Tag berichteten die Blätter über diesen Unsinn, den eine geschäftstüchtige Mode-Industrie da aufgezogen hat, mit betontem Ernst und auf weit größerem Raum, als sie einem politischen Ereignis ersten Ranges zu widmen pflegen. Und die Leser nehmen diese Entstellung des Kindes, dies Zerrbild kindlichen Wesens begeistert hin, sehen den Unfug nicht und haben nur den einen Ehrgeiz, auch ihren

Tobby und ihre Jane einmal im Frack oder im Bade-
dreß über den Laufsteg im Festsaal eines großen
Hotels oder in einem Modesalon wandeln zu sehen.

Kindermodenschau — das Zeremoniell Seiner
Majestät des Kindes

Andere Völker lieben ihre Kinder. Amerika hat —
von seiner herrschenden Geldaristokratie verführt
und tagtäglich von seiner Presse bestärkt — aus
seinen Kindern Gegenstände kritikloser Bewunde-
rung gemacht. Es fragt seine Kinder um ihre Mei-
nung; es läßt sich von unerzogenen Rüpel'n tyranni-
sieren; es sieht im Lallen des Millionärssäuglings eine
Offenbarung.

Hinter diesem wallenden Schleier der schranken-
losen Verhimmelung des Kindes aber verbirgt sich
— von der Profitgier seines Kapitals geschickt ge-
tarnt — die dunkle Kehrseite:

Das erschütternde Elend von Hunderttausenden
und Millionen ausgestoßener, heimatloser, ausgebeu-
teter Kinder, deren Wiege freilich nicht in der 5. Ave-
nue oder im Schloß auf Long Island gestanden hat.

Kinder der Landstraße

Kaum erkennbar war der Pfad, der quer über den Hügel zu dem alten, schon längst nicht mehr benutzten Eiskeller dicht am Ufer des Sees führte. Die drei Jungen, die ihm in der Dämmerung dieses Herbstabends folgten, fanden ihn doch. Sie stapften, fast ohne einmal anzuhalten, mit langen Schritten durch den durchweichenden Sand, den oft nur winzigen Spuren mit dem Instinkt wilder Tiere nachspürend.

Dicht vor dem halb in die Erde gegrabenem Eingang der Höhle machten sie halt. Sie lauschten, witterten gegen den Vorhang aus Sacklumpen, der die dunkle Öffnung verschloß. Leises Murmeln klang hinter dem Tuch.

„Sind schon da“, murmelte der Größte, den die beiden anderen „Lumpentexas“ genannt hatten, „na . . . werden uns nicht fressen . . . immer rein, Jenny zuerst . . .“

Dabei griff er den schmalen, aufgeschossenen Burschen, der lauschend neben ihm stand, an der Schulter und schob ihn dem Eingang zu. Nun erst, da das Gesicht sich für einen Augenblick dem verlöschenden Tageslicht zukehrte, konnte man es erkennen:

Der Bursche war ein Mädchen. Schmal, langbeinig, dünn. Das Alter war schwer zu schätzen, aber älter als fünfzehn, sechzehn Jahre konnte Jenny nicht sein. Sie trug, wie ihre beiden Begleiter, einen verwaschenen Overall, diesen formlosen, sackartigen Üniver-

salanzug amerikanischer Arbeiter, der ihr bis unter die Achseln ging, dazu einen zerschlissenen Pullover, der einst grün gewesen sein konnte, eine dreckige Mütze und Schuhe, die ihr, viel zu weit, an den mageren nackten Füßen schlotterten. Der Regen, der schon seit dem frühen Nachmittag ohne Unterbrechung gefallen war, hatte diese mangelhafte Bekleidung völlig durchweicht.

Jenny schlug den Lumpenvorhang zurück, hinter ihr drängten die Jungen nach. Leise Wärme schlug ihnen entgegen. Im Hintergrund der ausgemauerten Höhle brannte in einem Ofen, der im wesentlichen aus ein paar Backsteinen bestand, ein leise flackern-des Feuer, dessen Schein groteske Schatten auf die feuchten Wände malte. Um den Ofen hockten und lagen auf Brettern und unordentlichen Strohbündeln etwa zwanzig Gestalten. Gekleidet wie die drei An-kömmlinge, unbestimmbar, verwaschen, zerrissen, vielfach geflickt. Vier Mädchen darunter

Mißtrauisches Schweigen empfing sie. Augen, die den kindlichen Glanz und die Freude der Jugend längst verloren hatten, musterten sie. Keiner sprach, keiner rührte sich.

„Lumpentexas“ trat vor. Er war der älteste der Drei, schon achtzehn, und ein gefürchteter Raufbold, dem die Heizer und Bremser auf den Güterzügen dieser Gegend lieber aus dem Weg gingen, wenn sie ihn in ihren Wagen erwischten.

Er stellte vor:

„Das ist Jenny, kommt aus Jowa, der hier heißt Fred, hat lange im Dschungel an der Strecke Kansas-City und Denver gelebt und ich, na, ich bin Lumpentexas werdet von mir gehört haben

werden heute bei euch bleiben vielleicht auch morgen oder länger“

Die Höhlenbewohner rückten zusammen, machten ein paar Plätze am Feuer frei. Das Stimmgetön sprang wieder auf, der Koch rührte weiter in dem Topf, der über dem Feuer stand. Das Mißtrauen war beseitigt, Jenny und Fred und Lumpentexas waren in die Gemeinde aufgenommen worden; ein Stück Wurst und eine halbe Melone, die Fred aus einem Leinenbeutel, der ihm auf dem Rücken baumelte, zutage förderte und zur allgemeinen Fütterung beisteuerte, erhöhten die Eintracht. Einer schob dem Mädchen einen Fetzen zu, der einst eine Decke gewesen sein mochte, die beiden Jungen verschlangen voll Heißhunger die Rübensuppe, die ihnen in einer alten Konservendose gereicht wurde.

Draußen war es Nacht geworden und empfindlich kalt. Es mochte schon frieren, der Winter stand vor der Tür. Darum ging die Unterhaltung dieser Bande jugendlicher Landstreicher nur um das Problem, wie man die kalten Monate überstehen sollte, ob es besser war, diese Höhle warm auszustatten, dazu Holz, Stroh, am Ende gar ein paar Zeltbahnen aus den Farmen der Gegend zu stehlen, oder in eine Großstadt überzusiedeln und dort die Missionshäuser und Asyle zu bevölkern.

Die Mehrheit entschied sich für den Eiskeller. Er war leicht gegen andere Banden, die ihn etwa auch als Winterquartier beziehen wollten, zu verteidigen. Ein so erfahrener Kämpfe wie Lumpentexas war dazu gut zu brauchen. Und gegen die Städte sprach das dort erlassene Verbot, jugendlichen Vagabunden in den Asylen mehr als eine Mahlzeit und ein Nachtlager

zu geben; in manchen Städten, so berichtete einer, lief man sogar Gefahr, ohne warmes Essen sofort in den Nachbarort abgeschoben zu werden. Ja, einer wußte sogar zu erzählen, daß in gewissen Landstrichen die Mädchen ohne weiteres eingesperrt würden

Man beschloß also, zu bleiben und am nächsten Tag mit der Einrichtung der Höhle zu beginnen.

„Sägemehl“, ordnete Lumpentexas an, den die anderen schon als künftigen Anführer zu respektieren begannen, „Sägemehl ist wichtig man deckt abends die Füße damit zu, damit sie nicht erfrieren, wenn's Feuer über Nacht ausgeht hab' mal einen gekannt, der vergaß das jetzt ist er immer noch im Krankenhaus“

So wie in diesem kleinen verlassenen Eiskeller in der Nähe einer kleinen Landstadt im Staate Nebraska hausten in diesem Winter des Jahres 1937 rund 500 000 junge Vagabunden in Höhlen, in Erdlöchern, in abgelegenen Schuppen, in Güterwagen, in ganzen Lagern, in den „Dschungeln“, den Dickichten am Rande der Bahndämme.

Eine halbe Million junger Amerikaner. Kaum einer älter als 20 Jahre, die meisten vierzehn, fünfzehn, viele aber auch erst zehn und elf Jahre alt. Jeder zwanzigste dieser kindlichen Tramps war ein Mädchen.

Auf allen Landstraßen fand man sie, frierend, hungrig, ohne Heimat, ohne Arbeit, ohne Hoffnung und ohne Zukunft. Einem Elternhaus entlaufen, das ihnen in diesen Jahren der Depression, der entsetzlichsten Arbeitslosigkeit, weder Brot noch Heimat oder gar Zukunft geben konnte. Sie stahlen, was sie erwischen

konnten, sie bettelten. Sie organisierten, waren sie nur zahlreich genug, regelrechte Raubzüge gegen einzelne Farmgehöfte. Sie stürmten auf kleinen Bahnhöfen die Güterzüge, um in leeren Wagen eng aneinandergedrückt durch die Weite dieses amerikanischen Raumes zu rollen, der trotz seines ungeheuren Reichtums nicht fähig war, diesen Kindern Essen und Obdach zu geben.

Einst, als nach dem „Schwarzen Freitag“ das Scheingebäude der wirtschaftlichen Hochblüte wie unter Hammerschlägen zusammenstürzte, hatten die jugendlichen Arbeitslosen — in den USA. muß die Jugend in viel stärkerem Maße als ihre europäischen Altersgenossen Geld für das nackte Leben zu verdienen suchen — noch an den Straßenecken der Großstädte nutzlos herumgelungert. Als sich mit der Wirtschaftspolitik des neuen Präsidenten Roosevelt aber die Lage zusehends verschlechterte, da zogen sie hinaus, in das weite Hinterland, von dem sie Besserung erhofften. Sie verschwanden aus dem Straßenbild der Großstädte des Ostens und tauchten, einzeln oder in Gruppen oder größeren Scharen, wandernd auf den Landstraßen wieder auf, die nach Süden oder Westen führten. Durch alle Staaten der USA. stromerte die obdachlose Jugend, die vielleicht bisweilen die Romantik, die Sehnsucht nach der Weite des Landes, nach den farbenglühenden Steppen, den grünen Palmen Floridas und den reifenden Früchten Kaliforniens hinausgetrieben hatte, meistens aber die bittere Not.

„Mein Alter“, so hat einmal eins dieser Mädchen, irgendeine Jenny, einem Reporter erzählt, und diese schlichte Erzählung klingt nicht, als wollte das Kind

sich interessant machen, „mein Alter war ein Krüppel. Meine Mutter arbeitete nachts als Reinemachefrau, aber sie hielt es nicht aus und starb. Vater versuchte uns Kinder durchzubringen, aber was konnte er machen? Niemand wollte mir Arbeit geben, und die anderen waren noch zu klein. Ein Heim nahm dann die Kleinen auf, eine verheiratete Schwester nahm den Vater zu sich, und ich — ich machte mich auf und davon“

Auf und davon ein junges Mädchen, ein Kind noch, in einem Alter, in dem ein Kind den Schutz des Elternhauses, der Familie nicht entbehren kann. Hier waren Zehntausende solcher Mädchen dem Dasein der Vagabunden, der Landstraße, des Dschungels ausgeliefert. Sie wanderten über die Straßen, sie versuchten, im Auto ein Stück mitgenommen zu werden, sie stürmten mit den Jungens die Güterzüge, sie sprangen auf fahrende Züge und verließen sie auf dem gleichen Wege. Sie lungerten in den Städten, sie nächtigten in Asylen, in Höhlen, in Gebüsch; sie stahlen und bettelten und hielten das alles für selbstverständlich, denn sie wollten und mußten ja leben . . .

Und der Preis für dies „Leben der Freiheit“?

Wer nicht schnell genug ist, fällt unter die Räder des Zuges und nur der Leichenbeschauer befaßt sich noch mit ihm.

Wer beim Stehlen erwischt wird, versinkt im Gefängnis, wird immer wieder stehlen und das Gefängnis nur noch selten verlassen.

Und das Mädel, das beiden entgeht — dem Tod auf den Schienen und dem Gefängnis — muß den Preis mit sich selbst bezahlen: es schließt sich einer der Banden jugendlicher Tramps an, kocht für sie,

wäscht ihre Lumpen, geht für sie betteln und mit ihnen stehlen, lebt mit ihnen im Busch oder im Güterwagen, steht allen zur Verfügung, ist für alle Geliebte und Dienstmagd.

Mädchen von dreizehn, vierzehn oder sechzehn Jahren. In Männerkleidung, verwahrlost, verkommen, ohne Gefühl für Sauberkeit des Lebens wie des Herzens. Oft ziehen sie monatelang mit der gleichen Bande durchs Land; andere wieder wandern ohne Rast von Lager zu Lager . . . sie wissen, daß sie überall willkommen sind . . .

Dies alles ist weder Übertreibung noch gar Erfindung. Schon im Frühjahr 1933 stellte der Sekretär der Kinderschutzvereinigung, Owen R. Lovejoy, in „Current History“ fest:

„200 000, möglicherweise 300 000 junge Burschen wandern heute ziellos durch die Vereinigten Staaten.“

Und wenig später bestätigte Thomas Mineham, Professor an der Universität Minnesota, in „The Reader's Digest“:

„Und jetzt gingen über eine Viertelmillion unserer eigenen Knaben und Mädchen auf die Landstraße . . .“

Auf das Doppelte war diese Zahl wenige Jahre später gestiegen.

Und Amerika, dies reichste Land der Welt? Dies Land der unausgenutzten wirtschaftlichen Möglichkeiten? Das Land, das die Verehrung der Babys auf die Spitze trieb und „Seine Majestät das Kind“ auf den Thron seiner Anbetung hob?

Was tat Amerika, um diese Zustände, die weiß Gott zum Himmel schrien, schleunigst zu beseitigen?

Es tat . . . nichts!

Denn diesen ganzen Rummel um den Hosenmatz,

mit Kindermodenschau und dem Kinderstar in Hollywood, der seinen Eltern schon Hunderttausende verdient, die weibische Verherrlichung des Wickelkindes (vorausgesetzt, daß seine Eltern in der 5. Avenue wohnen oder ein Schloß auf Florida besitzen) — das alles hat die gelangweilte, übersättigte Plutokraten-schicht dieses Landes erfunden, um sich ein neues Amüsement zu verschaffen. Das amerikanische Volk hat ursprünglich wenig damit zu tun. Es liebt seine Kinder, wie jedes Volk seine Zukunft liebt, aber es sieht in dem Schmutz in der Windel noch keine Offenbarung. Dazu haben erst andere es verleitet.

Da aber dies Land Amerika nicht von seinem Volk regiert wird, sondern von eben jener Plutokraten-schicht, ist es selbstverständlich, daß dieser Staat keinen Finger rührte, die halbe Million vagabundierender Jugendlicher von den Landstraßen und aus den Dschungeln zu holen.

Das waren ja nur die Kinder armer Leute, mit ihnen konnte man kaum eine Modenschau betreiben, auf der die dünne, langbeinige Jenny aus dem alten Eiskeller auch kaum Beifall geerntet hätte.

Also geschah nichts. Denn das, was geschah, war so gut wie nichts: Da wurde ein „Civilian Conservation Corps“ gegründet — aber es nahm nur Burschen über 18 Jahre in seine Lager auf, und sie mußten überdies einen festen Wohnsitz haben und eine Empfehlung mitbringen. Herr Präsident: Haben diese Jungens, die zumeist unter 18 Jahren sind, eine andere Adresse als etwa diese: 3. Dickicht am Bahndamm, nördliche Seite, zwischen Topeka und Salina, im Staate Kansas? Oder haben sie andere Empfehlungen als ihr Vorstrafenregister und die Polizeiakten?!

Da gab es Durchgangs-Fürsorgelager und die Lager des „Forst-Corps“, aber sie alle wollten nur Erwachsene aufnehmen; um die Kinder der Landstraße kümmerten sich nach wie vor nur Bahndetektive, Polizisten und Obdachlosenasyale.

Der Staat des Herrn Roosevelt nicht

Oder doch: Er war bereit, einigen von ihnen, nicht allen, Arbeit zu geben.

Er war bereit, ein paar Zehntausend einzureihen in das Heer der Kinderarbeiter seiner Fabriken. Hunderttausende zwischen 12 und 15 Jahren, Zehntausende unter 12 Jahren schufteten in den Fabriken der USA., in lichtlosen Heimwerkstätten, im Tabakstaub, im Gift der chemischen Industrie, in der ätzenden Lauge der Färbereien.

Nach den authentischen Feststellungen des „National Child Labor Comittee“, das vergeblich gegen die schamlose Ausbeutung der Jugendkraft eines ganzen Volkes kämpft, müssen jährlich rund eine Million Knaben und Mädchen zwischen zehn und fünfzehn Jahren vorzeitig die Schulen verlassen, um in härtester Arbeit ihren eigenen Lebensunterhalt zu erwerben. In den großen Städten findet man Tausende von sechsjährigen Zeitungsverkäufern, die von morgens bis abends durch das Straßengewühl eilen, oft mitten in den aufbrandenden Verkehr springen, um vorbeifahrenden Autofahrern eine Zeitung zu verkaufen. Im Staate Oklahoma werden 43 Prozent aller schulpflichtigen Kinder in den Baumwollplantagen beschäftigt. Auf den großen Austernbänken der Ostküste herrschen die gleichen Zustände.

Fast 200000 Mädchen von 10 bis 13 Jahren zählte die offizielle Statistik im Jahre 1920 in den Fabriken

der USA., und es ist kaum anzunehmen, daß diese Statistik auch nur ein einziges Kind zu viel angegeben hat! In 19 Bundesstaaten der Union dürfen Kinder unter 14 Jahren Maschinen bedienen, deren Betrieb mit Lebensgefahr verbunden ist — in 37 Staaten ist es nicht verboten, die gleichen Kinder zu Gerüstbauten zu verwenden — 38 Staaten erlauben es, diese Kinder bei der Herstellung von Explosivstoffen arbeiten zu lassen

Kinder ohne Schutz, ohne Fürsorge, ohne die geringste Möglichkeit, sich irgend etwas von der Schönheit oder den geistigen Gütern da draußen anzueignen. Zu jämmerlichen Preisen müssen sie ihre kindliche Arbeitskraft verkaufen, an ein System, das in einem einzigen Jahr 5 Milliarden Dollar an Renten und Dividenden an Menschen ausschüttet, die zu diesem „Verdienst“ keinen Finger zu rühren brauchen.

Kinder in den Fabriken. Kinder auf den Landstraßen. Entsetzlich heimatlose, ausgestoßene Kinder. Die irgendwo im Elend krepieren, sich ohne Hilfe und Zuspruch wie ein sterbendes Tier im Dickicht verkriechen, wenn sie nicht zu den 1938 Toten gehören („Landstreicher und andere Personen, die nicht Passagiere oder Bahnangestellte waren“, wie die Formel heißt), die in einem einzigen Jahr als blinde Passagiere getötet wurden.

Eine halbe Million Kinder ohne Heimat, ohne Zukunft. Und das in einem Lande, dessen Präsident sich einmal vor dem Kongreß (am 21. September 1939) heuchlerisch rühmte:

„Wir von den Vereinigten Staaten sind ein Volk, das vor Gott im Lichte der Menschheit wandelt.“

Venus im Stundenlohn

Als Myrna vor den hohen Spiegel trat, erschrak sie. Eng wurde es ihr in der Kehle, kein Wort hätte sie jetzt sprechen können, rasende Trommelwirbel pochte das Herz, in heißen Stößen jagte das Blut durch die Adern. Fest preßte sie die Zähne aufeinander

Nicht weinen, nur nicht weinen, nicht das Wasser, das schon in den Augen stand, über die Wangen laufen lassen Madame würde furchtbar wütend werden und über die Zerstörung des „make up“ toben nur nicht weinen, Myrna Zähne zusammen und gelächelt

In einem fensterlosen Raum, den drei, vier Scheinwerfer in fast schattenloses, heißes Licht tauchten, stand Myrna Keene vor einem hohen, breiten Spiegel, der ihr Bild scharf wiedergab.

Das Brautkleid aus weißer Seide und echten Spitzen, das ihre schmale Gestalt weich und schmeichelnd umschloß, stand ihr gut. Einen üppigen Strauß dunkler Rosen drückte sie zärtlich an ihr Herz; den kleinen Fuß im Schuh aus funkelndem Straß hatte sie gerade soweit vorgestellt, daß die Schleppe sich faltenlos an die sanfte Wölbung ihres Beines schmiegte.

Eine bildschöne, stolze Braut war Myrna Keene; das Glück stand ihr im Gesicht geschrieben.

Dennoch hatte sie Mühe, die Tränen nicht über Schminke, Puder, Lippenrot rollen zu lassen. Sie war nicht glücklich, auch wenn sie heute ein Brautkleid

trug. Es gehörte ihr nicht. Nachher, wenn die Sitzung vorüber war, würde Madame es ihr abstreifen und sorgsam wieder in die Hüllen aus raschelndem Seidenpapier packen. Ein Bote von „Dolores van Rensselaer“ würde das Paket abholen . . . der Traum vom Brautkleid, von Hochzeit und Glück würde vorbei sein . . .

Was Myrna aber eben im mitleidlos scharfen Glanz des Spiegels gesehen hatte, was sie so stark in Schrecken gesetzt hatte, daß sie auch jetzt noch den lauten Schlag ihres Herzens zu hören glaubte, das war — sie selbst gewesen.

Sie, Myrna Keene, einst die arme, doch sehr, sehr glückliche Frau eines Straßenkehrers im großen Schwarm der zahllosen Angestellten der Stadt New York. Als der „Schwarze Freitag“, das gigantische Börsenmanöver anonymer Geldmächte, auch ihm gleich Millionen seiner Landsleute das Letzte genommen hatte, als ihm die kleine Wohnung gekündigt wurde und die Möbel versteigert worden waren, als auch er in dem nun mit Macht anschwellenden Wirbel der Arbeitslosigkeit versunken war, da hatte sie geglaubt, dies Leben der Hoffnungslosigkeit, des grauen Elends nicht länger ertragen zu können. Sie war davongelaufen. Nach langer Hungerfahrt, die sie so dicht an den Rand des Todes geführt hatte, daß sie schon einen Blick hinter dies Leben getan zu haben glaubte, war sie im Lichterglanz des Broadway wieder aufgetaucht. Noch benommen, noch ungläubig, doch lebend . . . nun die Tänzerin Myrna im Broadway-Kabarett „Portorose“. Schwer war es ihr geworden, verdammt schwer; manchmal hatte sie geglaubt, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn sie da-

mals den letzten Schritt über den Rand der Battery in das dunkle gurgelnde Wasser des Hudson getan hätte aber dann hatte sie gelernt, sich oben zu halten, zu schwimmen und nicht unterzugehen.

Ein halbes Dutzend Nachtlokale hatte sie gesehen, eines wie das andere mit einer winzigen, fensterlosen Garderobe, einem schmalen Podium, mit vier oder sechs Girls, die tanzten und alberne Lieder sangen, mit betrunkenen Gästen. In Miami war sie gewesen, im „Paradies der schönen Frauen“ auf Florida, das in Wirklichkeit das Sündenbabel entfesselter Wünsche war

Und nun war sie wieder in New York gelandet. Als Photomodell in Walter Thornstons „Modellbörse“. Als eine winzige Nummer in dem umfangreichen Katalog der vermietbaren Schönheit.

Zwei Stunden schon hatte sie heute dies Gedicht von einem Brautkleid anprobiert; immer wieder hatte Madame, die mürrische Direktrice des Unternehmens, die Falten anders gelegt, hier einen Saum höher gesteckt, dort den Ausschnitt noch etwas verschoben, bis das Kleid endlich raffiniert um ihre schlanke Gestalt floß.

Dann erst hatte sie sich in dem großen Spiegel gesehen. Eine strahlend schöne Braut, deren traurige Augen kein Glück verrieten, in einem entzückenden Gewand, das nicht ihr gehörte. An Bill hatte sie denken müssen, an jenen Mann, der einst ein kleines, glückvolles Leben mit ihr geteilt hatte einst ach, nur nicht daran denken, dann kamen gleich wieder die Tränen, die die kunstvolle Schicht aus Farbe, Schminke, Puder zu zerstören drohten, mit der ein

Schönheitskünstler ihr Gesicht in langer Arbeit bedeckt hatte

„Aufnahme!“ rief Madame.

Myrna riß sich zusammen. Lächelte, wie das Reglement für Brautaufnahmen es vorschrieb, ein verschämtes, zärtliches Lächeln; der Beleuchter rückte die Scheinwerfer zurecht, verteilte künstlichen Schatten im künstlichen Licht; der Photograph schraubte sein Stativ um einen Millimeter höher; Madame trat zurück, besah wohlgefällig ihr Werk, winkte dem Mann hinter der Kamera

Erledigt. „Dolores van Rensselaer“, das Luxusgeschäft für feine Wäscheausstattungen, das Kunden nur von einer gewissen Einkommenshöhe an in Gnaden aufnahm, konnte das Kleid abholen lassen. In ein paar Tagen würde das Bild der zärtlich lächelnden Braut Myrna den neuen Katalog des Hauses schmücken, und manches junge Mädchen würde sich wünschen, auch einmal so schön, so reizvoll, so glücklich auszusehen wie die Braut auf diesem Bild.

Myrna aber schlüpfte wieder in ihr einfaches Kleidchen, setzte den billigen Strohhut auf, nahm unten an der Kasse ihren Scheck über 10 Dollar in Empfang — eigentlich wurde die Aufnahme nur mit 7 Dollar bezahlt, aber die lange Vorbereitungszeit wurde mit einem Aufschlag abgegolten — und dann fuhr sie in der donnernden „Subway“ unter New Yorks steinigem Häusermeer in ihr bescheidenes Zimmerchen in einem billigen Logierhaus des Nordens.

Dort saß sie dann neben dem Telefon, las einen billigen Roman, trank dünnen Tee zu hauchdünn bestrichenen Butterbrotten — sie mußte auf Linie halten

und außerdem war dünner Tee billiger als eine starke Mischung — und wartete auf den nächsten Anruf.

Aber es konnten Tage vergehen, ehe Walter Thornstons Modellbörse sich wieder meldete.

„Kommen Sie morgen 9 Uhr. Badeanzug mitbringen . . .“

Oft mußten die sieben oder zehn Dollar so lange reichen, daß selbst der dünne Tee am Ende nur noch heißem Wasser ähnlich sah.

Denn noch gehörte Myrna Keene nicht zu den wenigen Auserwählten in Thornstons Kartei, die Tag für Tag manchmal um 9 Uhr zur Aufnahme für ein Zigaretteninserat, um 12 Uhr für einen Katalog von Badeanzügen, um 17 Uhr aber zur photographischen Vorführung eines märchenhaft schönen und sündhaft teuren Pelzmantels bestellt wurden und dafür 150 bis 200 Dollar im Monat nach Hause trugen.

Der Welt größten „Makler der Schönheit“ nennt Thornstons sich gern. In seinem eleganten Büro in einem Hochhaus am Broadway geht die Schönheit ein und aus. Mädchen und Frauen, nach denen selbst ein verwöhnter Lebemann sich lieber zweimal als einmal umdreht, drängen sich in diesen Räumen, die etwas von der Atmosphäre eines intimen Boudoirs haben, etwas dem Harem eines indischen Großen gleichen, aber keineswegs einem nüchternen Geschäftsbetrieb. Nach schweren Parfüms duftet es dort, nach Pelzen, nach Schminke und Puder — weniger nach der verbrauchten Luft emsiger Büroarbeit.

Es gibt keinen Zweig des Handels und der Industrie in den USA., an den Thornston nicht die Modelle seiner Schönheit verhökert. Ob eine neue Seifenpackung populär gemacht werden soll, ob ein neues Auto-

modell Käufer sucht, ob Gemüsekonserven, Uhren, Thermosflaschen, Nachthemden oder Abendkleider, von Schuhen und Strümpfen ganz abgesehen, um die Gunst neuer Freunde und neuer Käufer werben — sie alle glauben ohne die Requisiten weiblicher Schönheit nicht zum Siege kommen zu können.

Und es scheint ein ehernes Gesetz amerikanischer Werbemethoden zu sein, daß der Erfolg sich um so eher und nachhaltiger einstellt, je weniger die beigegebenen Photomodelle mit ihrer Schönheit geizen.

Werbung durch Sex Appeal. Aus jedem amerikanischen Magazin, aus jeder der fast buchstarken Zeitschriften ruft es lockend, betörend, faszinierend:

„Sieh mich an, eine wunderschöne Frau . . . meine Schultern, meine Beine, meine ganze Figur . . . sahst du je soviel Schönheit, soviel Reize, so lockende Verheißung? Und glaubst du nicht auch, daß die Uhr, die ich zu diesem enthüllenden Badekostüm an meinem nackten, schlanken Arm trage, nur ein Modell „Lady Elgin“, von 50 Dollar aufwärts, sein kann . . .“

Obwohl der so Angesprochene, der vielleicht noch nie eine so hübsche Frau sah, sich aber auch bisher nicht vorstellen konnte, daß es so teure Uhren überhaupt gibt, vielleicht einen Augenblick über den Widersinn stutzt, zum Badekostüm eine Uhr zu tragen, ist er doch gern bereit, sich betören und, so er Geld hat, zum Ankauf einer Uhr verleiten zu lassen, die ihn am Arm seiner eigenen Frau wahrscheinlich weniger in Ekstase versetzen wird.

Als Amerikas wirkungsvollste Reklame hat sich der „Sex Appeal“ erwiesen, jene kaum übersetzbare Mischung aus Erotik, halber Verhüllung und dem leisen Kitzel aller Sinne.

Eine neue Automarke soll eingeführt werden. Ganze Serien von Photos zeigen den spiegelnden Wagen am Rand eines Badebassins, in dem sich reizende Nixen tummeln, oder vor einem Hotel unter tropischen Palmen, wo schöne Frauen im tief ausgeschnittenen Abendkleid zu den Sternen aufschauen, oder am Strand von Florida, wo luftige Sonnenkostümchen gleich in Mengen gezeigt werden können. Es kommt ja nicht darauf an, daß Autos im allgemeinen kaum neben dem Schwimmbassin oder am Strand parken werden — wichtig ist allein die halbnackte Frau als Blickfang.

Thermosflaschen können nur verkauft werden, wenn das Inserat sie neben einem träumerisch am Waldbach hingestreckten Girl — natürlich im Baderdöß — zeigt; Seife schäumt nur, wenn sie von einer Frau benutzt wird, die die Badewanne gerade genau so weit verhüllt, daß selbst ein puritanischer Pfarrer nicht mehr Anstoß, sondern nur Wohlgefallen empfindet; ein Grammophon kann seinen Klang natürlich nur in Gegenwart eines Mädchens entfalten, das sich lauschend über die Sessellehne beugt und dabei die volle Schönheit seiner Beine zeigt; und Photoapparate verkaufen sich eigentlich von selbst, wenn man dem Käufer nur klarmacht, daß auch er mit ihnen so schöne Frauen knipsen kann, am Strand, am Waldbach, in der Badewanne

Modeartikel und kosmetische Erzeugnisse, Gartengeräte, Lebensmittel, Dachziegel und Särge werben durch Frauenschönheit. Der Käse kann noch so naturgetreu dargestellt werden — sein Reiz verblaßt, so meint der amerikanische Werbefachmann, neben dem Girl, das mit gepflegtem Zeigefinger auf ihn weist

und dazu behauptet, erst durch den Genuß recht großer Mengen dieses herrlichen Naturproduktes sei es so schön geworden.

Die Venus aber, die ihre Schönheit im Stundenlohn zur Verfügung stellt, hat nichts von all den Kostbarkeiten, für die sie wirbt. Alle diese Mädchen und Frauen sind froh, wenn sie die Miete für ein billiges Zimmer, in dem das Telephon die Hauptsache ist, aufbringen können, wenn der Zahlscheck für einen bescheidenen Lunch im Drug-Store an der Ecke ausreicht und für Puder und Lippenrot, die Requisiten ihres Berufs.

Denn ganz selten nur blüht ihnen das Glück, zu einer Serienaufnahme geholt zu werden, in der sie vielleicht mit allen Anzeichen höchsten seelischen und körperlichen Wohlbefindens die Vorzüge einer Tasse Tee der Firma Lipton in sechs Reklamephotos schauspielerisch zum Ausdruck bringen.

Ganz selten nur

Denn der Weg zu solchem Ruhm, der auch einmal einen dreistelligen Zahlscheck einträgt, geht zumeist nur durch das Büro der jungen Assistenten des Mr. Thornston. Jedes Modell weiß, was es bedeutet, wenn Samuel Bollinger oder David Goldstein es grinsend auffordert, nach Schluß der Bürozeit in sein Zimmer zu kommen, weil er für eine Großaufnahme noch einige Anweisungen zu geben habe

Auch Myrna Keene wußte das, als der fette Samuel sie eines Tages fragte, ob auch nicht sie einmal in einer Serienaufnahme beschäftigt werden wollte freilich sei es notwendig, ihr vorher einige Anweisungen zu geben, vielleicht sogar eine kleine Probe, am besten gleich im Kostüm, vorzunehmen.

Eine Serienaufnahme — viel hätte das bedeutet! Einen neuen Mantel als Ersatz für den dünnen Trenchcoat, in dem sie im Winter immer so entsetzlich fror, daß sie den Husten überhaupt nicht mehr los wurde — einen ganzen Monat richtig satt zu essen — einmal in ein richtiges Theater gehen, nicht nur in das billige Tageskino neben dem Logierhaus — ach, und die Wäsche mußte ergänzt werden und die Schuhe waren auch schon hin

Und dafür eine knappe Stunde in Samuels Zimmer

Sie war nicht gegangen, die kleine Myrna Keene, obwohl Madame sie darum als albern und bodenlos dumm beschimpfte. Überhaupt, Madame: Eine kalte, mürrische Person, stets schlecht gelaunt, die die Mädchen bei den Kostümpromen hetzte und quälte, sie wohl auch absichtlich mit den Nadeln stach die die Girls den beiden Juden ins Büro trieb, als bekäme sie Prozente was Myrna übrigens ohne weiteres glaubte.

Myrna war nicht nach Geschäftsschluß in das kleine Zimmer gegangen, an dessen Glastür Samuel Bollingers Name prangte.

Sie hat dafür weiter dünnen Tee mit kaum bestrichenen Brotscheiben gehabt, durchgelaufene Schuhe und weiter nur das Kino, und der alte dünne Mantel mußte es nun weiter tun, wenn auch der Sommer zu Ende ging und bald die Winterstürme vom Atlantik her durch New York pfeifen würden.

Denn über eine Einzelaufnahme an jedem dritten, vierten Tag wird sie nun nicht mehr hinauskommen. Samuel Bollinger vergißt es nicht, wenn man es ab-

gelehnt hat, sich am Abend von ihm „Anweisungen“ geben zu lassen.

Ihr einziger Trost in diesen Tagen ist „Onkel Jolly“. Soviel behäbige Freude über die schönen Dinge des Lebens strahlt das breite, joviale Gesicht des pensionierten Lokomotivführers aus, daß er, eins der wenigen männlichen Photomodelle aus Thornstons Börse, es allwöchentlich als Reklame für ein schäumendes Glas Bier oder ein leckeres Arrangement von Fleischkonserven in zahlreichen Magazinen bewundern kann.

„Onkel Jolly“ ist der stille Beschützer der Mädchen, die den Weg zu Sams Büro nicht gehen wollen. Er weiß genau, daß Thornston ihn dafür eines Tages, wenn er ein Ersatzgesicht gefunden hat, hinauswerfen wird. Doch das kümmert ihn nicht. Dann hätte er doch endlich, erklärt er immer wieder stillvergnügt, einen Grund, dies verdammte New York endlich den Bollingers und Goldsteins zu überlassen und hinaus zu Ed zu gehen. Ed ist sein Sohn, der irgendwo im mittleren Westen in einer Kleinstadt haust.

„Denn New York“, so predigt er Myrna und den anderen Girls, „dies verdammte New York frißt den Menschen auf. Zuerst den Körper, hernach noch die Seele“

Sport? — Ein Millionengeschäft!

Ganz so ahnungslos war Fred Mallory nun ja auch nicht mehr, wie sein Chef annahm, der ihm, munter die dicken Beine werfend, die letzten Geheimnisse des amerikanischen Sports entschleierte, während sein Gehilfe, beladen wie ein Packesel, ächzend neben ihm trabte.

Schließlich hatte er lange genug in New York gelebt, hatte in Brooklyn, der „Schlafstube New Yorks“, ein Zimmer mit dem Trainer irgendeines viertklassigen Boxers geteilt und dabei manches aufgeschnappt, was sich später als nützliches Wissen entpuppte, als er sich seinem Freunde Charlie Zapolski, einem Bezirksleiter von Tammany Hall, als Wahlhelfer der demokratischen Partei verdingte, um überhaupt ein paar Dollars zu verdienen.

Nein, ihm brauchte man wirklich nicht mehr zu erzählen, was mit dem amerikanischen Sport los war. Wußte er längst: Glänzende Fassade Massen über Massen lärmende Begeisterung die Namen berühmter Baseballspieler oder Fußballer oder Tennishelden geläufiger als die jeden Wissenschaftlers und dahinter ein grandioses Geschäft, eine tausendfach verwickelte Bindung zwischen Profit, Sport, Politik, Gangstertum.

Wußte er alles

Er hörte aber trotzdem aufmerksam zu, was der dicke Bill zu berichten hatte. Solche Dinge konnte

man nie genug wissen. Eines Tages würde man sie brauchen können. Er hatte da seine eigenen Pläne.

So schleppte er Stative, Kameras, Filmtasche, dazu einen Klappstuhl für den Dicken, der — man mußte es ihm lassen — trotz der Formlosigkeit seiner Massen ein geschickter Photoreporter war. Jetzt plauderte er das jüngste Geheimnis des Fußballsports aus:

„Andy hat heute Premiere . . . zum ersten Mal vor New Yorker Publikum . . . na, wird schön schwitzen, der Bursche . . . wär' sicher lieber in seinem Dreckloch geblieben . . . da, wie heißt's doch gleich? . . . in diesem Nest da in West-Virginia . . . na, ist ja ganz egal, irgendwo im Kohlenland, wo sie nach 'nem Fußballspiel alle schwarz wie die Nigger rumlaufen, weil sogar der Staub schwarz ist.“

Pflichtschuldig belachte Fred den Witz, obwohl ihm unter der Last, die ihm die Schultern drückte, und in der flirrenden Hitze dieses Herbsttages wirklich nicht zum Lachen war. Aber für das großartige Gehalt von 14 Dollar die Woche hat man nicht nur zu schwitzen, sondern auch noch zu lachen.

Ja, er kannte die Geschichte, die der Dicke da geschwätzig ausbreitete.

Andy, der heute vor einem New Yorker Publikum Premiere hatte, war kein Schauspieler oder Kinostar. Er hieß Andrew Hammond . . . das heißt, so hieß er eigentlich ja wieder nicht, sondern war als Symon Konarski und Sohn eines polnischen Bergarbeiters in Buckannon im Kohlenbezirk von West-Virginia zur Welt gekommen . . . den klangvollen amerikanischen Namen, den morgen vielleicht schon ganz New York und übermorgen die Presse von Osten bis Westen als „Andy“ jubelnd verkünden würde, hatte man ihm er-

funden, als es sich als durchaus notwendig herausstellte, den rußigen Jüngling aus dem Kohlenpott umzutaufen.

Und so war es gekommen:

Eines Tages war einer der „Scouts“, der Pfadfinder, die jeder große Fußballklub der USA. durch das Land streifen läßt, um nach geeigneten Talenten für den Nachwuchs zu fahnden, auch nach Buckannon geraten. Da ihn in jedem Ort der USA. nur die Fußballplätze interessierten, sonstige landschaftliche Schönheiten aber kalt ließen, sah er auch kaum, daß dies Buckannon tatsächlich ein über alle Vorstellungen häßlicher, dreckiger Ort war, in dem schlecht bezahlte Bergleute ein armseliges Dasein führten. Außer Kneipe und Kino hatten sie nichts, was sie unter den Begriff „Vergnügen“ oder „Erholung“ fassen konnten. Nur des Sonntags, da tobten sie sich im Fußballspiel auf einem mehr schlecht als recht hergestellten Sportplatz aus.

Sie tobten. Das hatte auch der „Scout“ der New Yorker Columbia-Universität, den ein Zufall nach Buckannon verschlagen hatte, mit Erstaunen festgestellt. Da galten keine Regeln, da gab es weder Schiedsrichter, noch Anstand, noch Strafe, noch irgendeinen Verband, der das Spiel überwachte. Da wurde im rohen Massenkampf dreingeschlagen, da gingen zwei Mannschaften mit Fäusten, Ellenbogen und Füßen gegeneinander, und wenn sie dabei ab und zu auch einmal den Ball bis vor das Tor des Gegners brachten, dann war's den Zuschauern auch recht. Obgleich denen im Grunde blutende Nasen, geschwollene Knöchel und ein ohnmächtiger Torhüter lieber waren

Das alles hatte an einem Sonntag der Pfadfinder aus New York mit Erstaunen gesehen. Mit Vergnügen aber hatte er einen stämmigen Burschen beobachtet, der die Seele dieser gewalttätigen Veranstaltung war. Ein kräftiger Kerl, mit Muskelpaketen an den Waden, mit harten Ellenbogen und breiten, prankenartigen Fäusten; ein schneller, ausdauernder Läufer und ein Kämpfer, der sich nicht scheute, dem Gegner ein Bein zu stellen oder den massigen Schädel in den Leib zu rennen.

Große Augen hatte der Mann aus New York gemacht. Welch Burschel Den in der Läuferreihe haben mit dem Teufel müßte es zugehen, wenn man dann nicht die Gegner einfach vom Spielfeld jagtet!

Er hatte sich am Abend an den Jungen herangemacht, hatte ihn, der stumpf vor sich hindösend in der Kneipe saß, ausgehört, sich mit ein paar Schnäpssen seine Freundschaft erworben, und dann hatte er am gleichen Abend ein langes, sehr teures Ferngespräch mit dem Vorsitzenden des Fußball-Teams der Columbia-Universität in New York geführt.

Am nächsten Morgen war er dann mit Symon Kornarski, dem nun plötzlich jüngsten Studenten der Landwirtschaftlichen Fakultät der Columbia-Universität, nach New York gefahren. Staunend hatte der Pole, der noch nie seinen Heimatort verlassen hatte, die Wolkenkratzer, die gigantischen Burgen steinerne Riesen, gesehen. Daß er ohne anstrengende Förmlichkeit als Student in der Fakultät für Landwirtschaft der Columbia-Universität eingeschrieben wurde, erstaunte ihn, da er ein reichliches Handgeld in der Tasche fühlte, nicht sehr, zumal einige freund-

liche, nett um ihn besorgte Boys ihm alle diese Dinge abnahmen und für ihn die Fragen der Beamten beantworteten. Als er dann am nächsten Morgen den riesigen Gebäudekomplex der Hochschule, der sich über fünf Straßenblocks hinzieht, verlassen durfte und im Auto zum „Baker Field“, dem Sportplatz der Universität am Nordende Manhattans, gefahren wurde, da lebte er auf.

Ein Student war Symon Konarski plötzlich geworden. Daheim, in Buckannon, hatte er mit Ach und Krach ein paar Jahre die öffentliche Schule besucht, um dann, kaum des Lesens und Schreibens kundig, seinem Vater in die Kohlengrube zu folgen. Nun war er trotz dieser mangelhaften Bildung Student einer in den USA. hochgeschätzten Universität

Wie das möglich wäre, wollte Fred von dem Dicken erfahren, als sie nun an den Presseplätzen im riesigen Oval des Yankee-Stadions angelangt waren, dem Ziel dieses Ausflugs.

„Aber Boy ganz einfach: Irgendwo hat die Satzung jeder Universität ein Loch hier ist's die Aufnahmebedingung der Landwirtschaftlichen Abteilung sind da nicht so streng na, und durch dies kleine Löchlein ist der brave Symon eben hineingeschlüpft in die gute alte Columbia vielmehr, sie haben ihn von draußen hineingeschoben denn sie brauchen ihn, Boy, sie brauchen ihn mehr als das liebe Brot wie sollten sie heute sonst das Spiel gewinnen na, und die Meisterschaft der Oststaaten zu gewinnen, ist für die Columbia einfach 'ne Existenzfrage“

Das war's. Columbia war — was das Fußballspiel anging — seit ein paar Monaten keineswegs mehr

der Favorit des leicht entflammten und leicht erkalten Publikums. Ein paar langweilige Spiele, ein paar Verlustpunkte — schon hatte der Besuch der nächsten Veranstaltung erheblich nachgelassen. Die Einnahmen waren entsprechend zurückgegangen. Der Sportmanager hatte getobt, der Kassenverwalter der Hochschule hatte bedenklich die Achseln gezuckt, denn die Einnahmen der Sportmannschaften der Columbia — in guten Jahren bis zu einer Million Dollar! — waren ein wesentlicher Pfeiler im Bau seines Etats und so war der von ihrem Späher im Kohlenrevier von West-Virginia entdeckte Symon Konarski ihnen allen wie ein Geschenk des Himmels erschienen.

Freilich — unter dem polnischen Namen, den er nun einmal trug, konnten sie ihn schlecht starten lassen. „Andy“, Andrew Hammond, klang viel amerikanischer. Also wurde er als umgetaufter Amerikaner in das Hörerverzeichnis aufgenommen, Prüfungen blieben ihm erspart, seinen neuen Namen lernte er auch noch schreiben, der derzeitige Schlachtruf der Hochschule „rah, rah, rah — hurry up, Columbia!“ wurde ihm eingepaukt, und dann hatte er sich in einigen Wochen eisernen Trainings zum festen Bollwerk der Läuferreihe im Columbia-Team entwickelt, an dessen Füßen, Knien, Ellbogen und Fäusten jeder feindliche Angriff zerschellen mußte.

Columbia war entzückt. Einen großartigen Griff hatte man da getan, eine prachtvolle Kampfmaschine angeheuert. Denn natürlich bekam Andy auch ein Gehalt. Irgendwie mußte er ja auch leben. Zwar war es verboten, die Spieler einer Amateur-Mannschaft — Columbia legte großen Wert darauf, zu den Amateuren gezählt zu werden — zu bezahlen. Das

tat man ja auch nicht. Man gab dem wertvollen Andy den Posten eines Aufsehers auf dem Sportplatz der Hochschule (es gab deren schon ein paar Dutzend und außerdem einen richtigen Platzwart, der die Arbeit tat), dann hatte er sein festes Monatsgehalt und kein Amateur-Paragraph konnte ihn heimtückisch zu Fall bringen

Natürlich wußte jedermann, der irgend dazugehörte, wer der Student Andrew Hammond war, wie er bezahlt wurde und was er dafür zu leisten hatte. Aber ebenso natürlich schwieg jedermann darüber, denn jedermann hatte eben denselben oder ähnlichen Dreck am Stecken und es war keineswegs erwünscht und allen, Freunden wie Feinden, in gleicher Weise unangenehm, Untersuchungen über die Notwendigkeit von rund 30 Platzwarten auf dem Sportfeld der Columbia-Universität anzustellen.

Selbst der Herr Rektor drückte die Augen fest zu. Mußte er auch. Denn ein Rektor einer Universität war nun, da das große Meisterschaftsspiel Columbia gegen Technical College aus Chicago beginnen sollte, ein kleiner Mann, ein unsichtbarer Zwerg gegen den Riesen Andy.

Was der fette Billy Harrison zwischen zwei Schnappschüssen in den Umkleidekabinen der Chicagoer seinem Gehilfen Mallory treffend so erläuterte:

„Ein Rektor, und wenn er in zehn Sprachen die Unabhängigkeitserklärung deklamieren könnte, kostet Geld. Heh? Und Andy bringt Geld ein! Stimmt's? Wer gilt also mehr?“

Fred wurde der Antwort enthoben. Denn draußen setzte ein tosender Lärm ein. Über ihnen, auf den Sitzreihen der Tribünen aus Stahl und Beton, trampel-

ten zehntausend Füße mit so geballter Kraftanstrengung, daß der Dicke ihn nicht mehr verstanden hätte.

Columbia war in das Stadion einmarschiert. Wie die Gladiatoren im alten Rom zogen die Spieler hinter ihrem Captain her, kampferprobt, siegessicher. In ihrer Mitte schritt der Student der Landwirtschaft Andrew Hammond. Der Favorit der Mannschaft, der Star der Wettbüros, die seit Wochen das Publikum mit ihren Tips über sein Wohlbefinden, über seine Chancen, über seine Mahlzeiten, über seinen Schlaf und über sein Training überschwemmt hatten. Einem Rennpferd hätte die Presse nicht größere Aufmerksamkeit schenken können

Zu brausender Sinfonie schwoll der Lärm der 180000 Zuschauer an. Sie johlten, piffen, grölten unsinnige Laute, brüllten im Chor den Schlachtruf „rah, rah, rah — hurry up, Columbia!“. Die Anhänger der Gegenpartei antworteten mit schallenden Spottversen. Sie warfen ihre Hüte in die Luft, sprangen von den Sitzen, schlugen ihre Nachbarn klatschend auf die Schultern. Ohne Unterlaß plärrte eine Kapelle, deren Tonkaskaden Hunderte von Lautsprechern verzerrt und entstellt dröhnend über das weite Feld schmetterten.

Ein Chor der Hölle. Veranstaltet von 180000 Menschen, die dafür wenigstens einen Dollar, den Preis für den billigsten Platz, bezahlt hatten

Das Spiel begann. Der Lärm ging weiter. Die ersten Ohnmächtigen wurden aus den Sitzreihen gezerrt. „Ambulanz!“ brüllten ein paar kreischende Frauenstimmen.

Und während Fred Mallory dem hin- und her-springenden Billy die Kameras und Taschen nachtrug,

sich anschreien und stoßen ließ, sah er vor sich das Bild des sportbegeisterten Amerika:

180000 brüllende, in hysterischem Fieber tobende Menschen, Repräsentanten einer jungen, unverbrauchten, sportbegeisterten Nation . . . wie er es so oft aus den Lautsprechern gehört hatte.

Das war die Sportbegeisterung Amerikas: Viele zehntausend Menschen verfolgten lärmend die Vorführung zweier Mannschaften, deren Spieler fast alle gelernte Berufssportler waren, wenn sie sich hier auch für die Farben zweier Hochschulen prügeln, traten, stießen und zu Boden rannten. Ein Massensport war der amerikanische Fußball, daran war kein Zweifel. Diese 180000 bewiesen es. Aber ein Sport massierter Zuschauermengen, nicht der ausübenden Jugend eines ganzen Landes. Die luxuriösen Schwimmhallen, die Turnsäle der Columbia-Universität, mit allen Feinheiten, den neuesten Geräten und Einrichtungen ausgestattet, wurden nur von 13 Prozent der Studenten dieser Hochschule benutzt. Kostenlos natürlich. Dem Rest von 87 Prozent lag gar nichts an körperlicher Stählung. Er saß für zwei oder vier oder sechs Dollar auf den Tribünen und johlte vor Begeisterung, wenn ihr neuer Star „Andy“, der angeheuerte Bergarbeiter aus West-Virginia, einen gegnerischen Stürmer so heftig zu Fall brachte, daß er schwer verletzt vom Platz getragen werden mußte.

Das war die echte Sportbegeisterung Amerikas: Lärmend ein rohes Spiel verfolgen, dabei die gewonnenen oder verlorenen Wetten überschlagen, jubeln, wenn ein brutaler Muskelmann seinen Gegner wider alle Regel zu Boden schmetterte — aber selbst, nur um des Spiels, der Freude am Sport und der Ehre

willen, auf dem Rasen laufen, über die Aschenbahn fliegen, das war keineswegs Sache des ganzen Volkes

Weiter ging das Spiel. Nach den ersten 30 Minuten entschied der dicke Harrison:

„Wollen gehen. Genug geknipst. Guter Mann, der Andy. Müßte einen Manager haben könnte was aus ihm machen bin neugierig, wann Harvard oder Yale ihn den Columbia-Leuten wegmieten wird na, macht auch nichts, werden schon einen neuen Studenten der Landwirtschaft finden, den sie umtaufen können“

M ä n n e r n a c h T a r i f

Missis Florence Stafford langweilte sich. Außerdem war sie wütend. Das Zimmermädchen, das ihr die Hotelleitung als Zofe zugeteilt hatte, hatte es spüren müssen: Die lange Schramme, die ein heftig geschleudertes Glas ihm über die Backe gefetzt hatte, würde zwar der Hotelarzt rasch mit einem Pflaster, vielleicht auch ein paar Klammern, zuflicken, aber vielleicht würde das Mädel zeitlebens eine wenig hübsche Narbe behalten, die auch mit Schminke kaum zu überdecken war. Und die Zehn-Dollar-Note, die Florence Stafford ihr durch den Etagenchef nachtragen ließ, war nur ein sehr schmales Pflaster und würde sicher viel schneller verschwunden sein als die blutigrote Schmarre auf der runden Wange des Zimmermädchens.

Florence Stafford aus Baltimore war wütend. Nichts hatte an diesem Tage geklappt. Das „Shopping“, der Streifzug durch die Geschäfte der 5. Avenue, war zwar anstrengend gewesen und hatte, da sie — natürlich im Auto — von der 34. bis zur 51. Straße geschlendert war, ein paar Stunden verschlungen, aber es hatte sie grenzenlos gelangweilt, immer die gleichen Juwelen, Pelze, Modellkleider, wieder Juwelen und die tausend kostbaren Nichtigkeiten zu sehen, die zum Leben reicher Menschen zu gehören scheinen.

Modellkleider besaß sie mehr als die Saison

Abende hatte; ihre Pelze trug ihre Gesellschafterin, ohne daß es ihr weiter auffiel, weil sie ihrer so viele hatte; und Juwelen — lieber Gott, wenn man einen Mann hat, der zwar äußerlich kein Apoll und abends meist müde ist, lieber angeln als tanzen geht und sich aus Cocktail-Parties gar nichts macht, weder über Kameradschaftsehe noch über den neuesten Nigger-Jazz aus Louisiana bedeutende Worte zu plaudern liebt, dafür aber der maßgebende Mann in der gewinnbringenden Textilindustrie Baltimores ist und mehr Geld scheffelt, als selbst eine Florence ausgeben kann — lieber Gott, hat man solchen Ehemann, dann sind einem Juwelen kaum mehr als Kieselsteine oder der Talmi-Schmuck der schlecht bezahlten Arbeiterin aus Mr. Staffords Webereien!

Nein — es war gräßlich langweilig gewesen! Verärgert hatte sie sich ins Hotel zurückgezogen. Zwar galt es neuerdings als vornehm und exklusiv, im „Baltimore“ abzustiegen oder gar für die Dauer des Jahres ein Appartement zu mieten, auch wenn man insgesamt nur ein paar Wochen dort zu wohnen beabsichtigte — aber einer Florence Stafford konnte selbst dieser letzte Hotelluxus nicht imponieren. Daß der Riesenbau in der Madison Avenue durch Tunnels und Fahrstühle mit dem Grand Central-Bahnhof New Yorks unterirdisch verbunden war, daß er ein Schwimmbad, ein türkisches Bad, eine Turnhalle, sogar ein eigenes Hospital besaß, in dem die Bewohner seiner tausend Zimmer sich, falls sie Lust verspürten und das für den jüngsten Modeschrei hielten, im erstklassigen Operationsraum von einem ebenso erstklassigen Operateur unter Assistenz von Schwestern die sämtlich wie Lilian Gish, die „Schwester“ von

Hollywood, aussahen, den Blinddarm entfernen oder sich für das gleiche Geld rasch eine Falte am linken Zeigefinger beseitigen lassen konnten — das alles ließ sie kalt.

Was bedeuteten ihr Reichtum und Luxus, raffiniertes Wohleben und die Erregungen des New Yorker Nachtlebens? Hinter einer gewissen Grenze des Einkommens hört das Vergnügen einfach auf und die Langeweile beginnt ihre Herrschaft. Und hinter dieser Grenze war Florence dank dem Eifer des Herrn Stafford in Baltimore längst angekommen

Am Nachmittag hatte sie sich doch noch einige Schmuckstücke und lose Steine von Tiffany kommen lassen, dem Juwelier der oberen Vierhundert der USA., der sein Geschäftshaus in der 5. Avenue, an der 37. Straße, dem berühmten Palazzo Grimoni in Venedig nachgebaut hatte.

Eine Perlenkette hätte ihr gefallen. Wenn sie nicht — der feierlich in Schwarz gekleidete Geschäftsführer der Firma, der seine Schätze mit der Gemesenheit eines Bischofs vorführte, wußte vor Verlegenheit nicht, wie er es der erzürnten Dame sagen sollte — wenn sie eben nicht schon bestellt gewesen wäre. Zwar noch nicht ganz fest es konnte sich ja noch ändern — aber immerhin Und ausgerechnet von dieser Susan Gershoy, die sie nicht ausstehen konnte, der dicken Frau eines nicht minder beliebten „Fleischpackers“, eines Fabrikanten von Fleischkonserven also, aus Chicago

Sollte die alberne Gans die Kette an ihrem fetten Hals behalten!

Herrn Tiffany aber wünschte sie, das versicherte

Florence laut schreiend dem unglücklichen Geschäftsführer, in Zukunft nicht mehr zu sehen

Und dann hatte, das Mißgeschick zu vollenden, noch Eddy abgesagt!

Eddy, ihre neueste Erwerbung. In einem romantischen Zeitalter hätte man vielleicht „Eroberung“ gesagt. Davon konnte hier keine Rede sein. Florence Stafford hatte den Dreiundzwanzigjährigen gekauft, wie sie Modellkleider, Pelze, Juwelen oder Autos kaufte. Er stand ihren 37 Jahren gut, er war ein „himmlischer“ Rumbatänzer, er sah gut aus, wenn auch etwas stark nach Kino — er war diskret — was nicht schwer sein kann, wenn jede Indiskretion die sichere Einnahmequelle verstopfen muß — und er kannte sich vor allem in New York aus.

Eddy wußte, wann ein neuer Nachtclub eröffnet wurde. Er kannte die Amüsierbetriebe von Chinatown und Harlem, die echten, nicht die für die Insassen der Rundfahrtautos aufgebauten. Jede neue Cocktail-Mischung war ihm geläufig, jeden Schlagertext beherrschte er, und die verborgensten Laster des lasterhaften New York hatten vor ihm ihr Geheimnis verloren.

Ein idealer Begleiter also, der die Nächte dieser fünf- bis sechsmal im Jahr stattfindenden Ausflüge nach New York zum Tage zu machen verstand.

Er hatte abgesagt. War einfach nicht gekommen. Hatte ihr einen Strauß Orchideen geschickt — für ihr eigenes Geld! — und dazu einen zärtlich-traurigen Brief, er müsse leider, und das zu verhindern sei nicht in seiner Macht, nach Springfield reisen. Sofort, ohne Aufschub. Er sei todtraurig, sich ihr nicht widmen zu können, aber immerhin sei es seine Mutter, die dort

im Sterben liege erst heute habe man ihn benachrichtigt

Die Orchideen hatte sie in die Ecke geworfen, den Brief in Fetzen aus dem Fenster wehen lassen — er hatte da zu sein, wenn sie kam was dachte sich der Bengel? —

So geschah es, daß an diesem späten Nachmittag Florence Stafford wütend und zu jedem Mord fähig durch die Salons ihres Appartements im „Biltmore-Hotel“ raste und die kostbare Einrichtung zu zertrümmern drohte.

So kam es, daß der Erste Empfangsherr, der sonst nur sehr selten persönlich in Erscheinung trat, sich — von seinem gut funktionierenden Nachrichtendienst unterrichtet — auf den Weg machte, seinen aufgebrauchten Gast zu beschwichtigen und, falls das überhaupt möglich war, zu erheitern.

Und so kam es endlich, daß dieser Fürst der Hotelhalle endlich, als alle verbindlich-unverbindlichen Redensarten nichts nutzten, mit dem Mut der Verzweiflung vorschlug, den eben anbrechenden Abend doch keineswegs als verloren zu betrachten, sondern ihn auf höchst originelle Weise auszugestalten. Er habe da die Adresse einer Agentur, die so etwas wirklich ausgezeichnet, mit Geschick und Takt zu arrangieren wisse

Womit er sich, eine schmale, bedruckte Karte neben dem Telefon zurücklassend, dienernd empfahl.

Auf der Karte, die Florence Stafford mißtrauisch betrachtete, standen nur wenige Worte:

„Jim Peckham — Agentur Begleiterdienst.“

Als Anschrift dieses sonderbaren Unternehmens

war eins der Bürohäuser am unteren Broadway angegeben.

Mrs. Stafford wählte die Nummer. Man konnte es immerhin probieren — schlimmstenfalls hatte man einen neuen Anlaß, sich zu ärgern dann würde man eben den glatten Herrn aus der Halle heraufkommen lassen und ihn gemeinsam mit seinem Herrn Peckham anfauchen

Eine sanfte Stimme meldete sich. Herr Peckham persönlich. Als er ihren Namen hörte, schien er am Draht zu erstarren. Er wurde noch sanfter, floß über vor devoter Hilfsbereitschaft. Natürlich, versicherte er, würde er der Gattin des größten Textilmannes von Baltimore, ja, der ganzen Ostküste, mit allen Kräften seines ausgedehnten Stabes zur Verfügung stehen.

Florence, angenehm berührt, von einem anscheinend doch nicht ganz erstklassigen Geschäftsmann am Broadway so genau gekannt zu werden, taute auf, erzählte kurz ihr Mißgeschick und sprach den Wunsch aus, von Herrn Peckhams Agentur über diesen sonst trostlosen Abend gelotst zu werden.

Herr Peckham dagegen beteuerte, daß ihm dies ohne jeden Zweifel gelingen werde Und dann begann er die Vorzüge und die Einrichtung seines Instituts zu rühmen:

Er vermietete, um es kurz zu sagen, jede Art von Herrenbegleitung zu festen Preisen. Seine Speisekarte wies eine verblüffende Fülle von Spezialitäten auf: Da gab es Männer jeden Alters, vom übermütigen College-Studenten bis zum grauhaarigen, vornehm dreinblickenden Herrn, jeder Haarfarbe, jeder Größe, aber auch aus jedem Landstrich der Union. Religionsbekenntnisse waren nach jedem

Wunsch vertreten, auch seltene Sekten hatten ihre Anhänger in Herrn Peckhams Kartei. Seine „garantiert einwandfreien“ Begleiter konnten sich über jedes gewünschte Thema unterhalten, tanzen konnten sie natürlich alle, sie konnten je nach Wunsch — und Honorar — vielsagend schweigen oder ihre Auftraggeberin durch munteres Plaudern erheitern.

Sie gingen, wie es der Auftrag vorschrieb, im Frack in die Oper oder im unauffälligen Straßenanzug ins New Yorker Chinesenviertel. Sie taten, was man von ihnen verlangte

Jeden Wunsch erfüllte Peckhams Kartei, die ein paar tausend Namen enthielt: sprachenkundige Reisebegleiter auf drei Monate nach der Südsee vermietete er ebenso rasch wie einen Begleiter, der gefühlvoll zu plaudern mußte, für eine einstündige Mondscheinfahrt durch den Zentral-Park. Und wenn eine ältere Lady aus der Großschlächterbranche Chicagos einen Abendbegleiter bestellte, der gleich ihr an Nierensteinen litt, sie also gut über ihr Lieblingsthema zu unterhalten vermochte, der früher selbst Fleischer war, jetzt aber achtbare Kenntnisse von ägyptischen Altertümern hatte (denn sie hatte sich natürlich einmal von Thos. Cook & Sons bis zu den Pyramiden schleppen lassen), der außerdem der holländisch-reformierten Kirche angehörte — dann blätterte Herr Peckham zwar etwas länger als sonst in seinen Karten, aber zum Schluß zerrte er doch diesen Mann nach Maß ans Tageslicht

Dann erhielt der gewesene Fleischer mit Nierensteinen und Kenntnissen ägyptischer Altertümer einen Telefonanruf, sich im Abendanzug um zehn Uhr im Hotel „Savoy Plaza“ bei Mrs. X zu melden, sie sicher

durch ein paar Bars, Nachtclubs und sonst etwa von ihr vorgeschlagene Lokalitäten zu schleusen, darauf zu achten, daß sie sich nicht über Gebühr betränke, selbst nur den einen erlaubten Cocktail pro Stunde zu trinken, auf alle, selbst auf die unsinnigsten Wünsche der Lady einzugehen, sie aber selbst auf ihren ausdrücklichen Befehl nicht in ihr Hotelzimmer zu begleiten und sie im übrigen um 2 Uhr wohlbehalten wieder im Savoy abzuliefern.

Hunderte von Männern, die tagsüber schlecht bezahlte Angestellte in den Bürohäusern Wallstreets oder des Büroviertels um den Zentralbahnhof waren, oder Studenten oder stellungslose Sportlehrer, vermietet Herr Peckham allabendlich. Das Honorar — meist 10 Dollar für 4 Stunden, Spesen natürlich extra — erhalten sie in einem Umschlag, wenn sie ihre Dame abholen oder treffen, dazu einen ausreichenden Betrag für die Unkosten für beide

Florence Stafford, die staunend Herrn Peckhams telefonische Auskunft über die Arbeitsweise seines Instituts zur Bekämpfung der Langeweile reicher Damen angehört hatte, beschloß ihn auf die Probe zu stellen.

„Senden Sie mir“, befahl sie grinsend, „um zehn Uhr einen flotten Tänzer, der einmal Weltmeister im Bogenschießen war, fließend lateinisch spricht und in Harlem Bescheid weiß“

So nun sollte Herr Peckham die Nuß knacken! Schon die Freude, ihn hereingelegt zu haben, heiterte die verwöhnte Dame aus Baltimore wieder auf.

Als sich aber um zehn Uhr ein Herr melden ließ, der erstens ein Diplom über eine gewonnene Weltmeisterschaft im Bogenschießen, zweitens ein Ab-

gangszeugnis eines College mit einer guten Note in der lateinischen Sprache vorwies und sodann erklärte, seine Kenntnisse in den neuesten Tänzen und in den Himmeln Harlems würde er im Lauf des Abends gern zum besten geben, da verstummte sie.

Es wurde eine lange Nacht. Zweimal verlängerte Florence Stafford den Kontrakt, bis ihr Begleiter sie nach einem langen Streifzug durch die Geheimnisse des Negerviertels am nächsten Vormittag völlig betrunken, selbst aber aufrecht und unbewegt, im Hotel wieder ablieferte, um sich sodann — um 30 Dollar (25 Dollar und 5 Dollar Trinkgeld) reicher — mit einiger Verspätung an seine Arbeit in einem Obst-Export-Geschäft im Stadtteil Bronx zu begeben. —

Herr Peckham aber, der Besitzer dieses wohl assortierten Lagers vermietbarer Männer aller Qualitäten, der smarte Erfinder dieser reizenden Idee, hatte mit den Jahren aus den Provisionen am Einkommen seiner Herren ein respektables Bankkonto angesammelt, sein Büro mehrfach vergrößert, sich selbst ein großartiges Landhaus in Garden City auf Long Island zugelegt und Filialen seines Unternehmens in ein paar anderen Großstädten der Union eingerichtet. Ja, nach einem recht geglückten Ausflug zur letzten englischen Königskrönung nach London liebäugelte er mit dem Gedanken, auch andere Erdteile mit seiner Erfindung zu beglücken. Daß es ihm damals in London gelang, ein gutes Hundert waschechter britischer Aristokraten als bezahlte Amüsiermännchen für sensationshungrige USA.-Ladies zu engagieren, das hatte ihm Mut gemacht.

Vorläufig aber muß er sein Geschäft noch auf „Gottes eigenes Land“ beschränken. Die Damen

seiner oberen Zehntausend brauchen alltäglich, mehr noch allnächtlich neue Anregungen.

Um Anwärter für seine Kartei ist er nicht verlegen. Präsident Roosevelt ist so nett, ihm immer neue zu liefern. In Amerika, im Land mit den schönsten Schätzen, den größten Vermögen und der größten Arbeitslosigkeit aller zivilisierten Staaten, laufen genug arme Schlucker herum, die glücklich sind, einmal — wenn auch nur als Gigolo — einen Blick in jene Welt zu tun, in der man jeder Genüsse übersatt wird.

Ach — sie wollen ja gar nicht übersatt werden. Sie wollen nur satt werden. Satt von den Schätzen eines Landes, das sie hungern läßt, damit die Satten übersatt werden.

Schnee im Hochsommer

In fassungslosem Staunen ließ der Mann, der auf dem erhöhten Rücksitz des offenen Autos thronte, den infernalischen Lärm über sich hereinbrechen. Schmerzhafte verzog er das Gesicht. Zugleich mühte er sich, Haltung zu bewahren, das „keep smiling“, das angefrorene Lächeln, nicht zu vergessen.

Alle teuflischen Geister einer dicht bevölkerten Unterwelt tobten am Wasser. Es kreischte, heulte, jaulte. Zu einem satanischen Konzert klangen tausend nicht zueinander passende Stimmen zusammen. Es schrillte und dröhnte in den Ohren. Kein Wort war zu verstehen. War auch nicht nötig. War doch nur sinnloses Zeug, was die anderen schrien

Alle Schiffe an den Piers der Westseite von New York hatten auf Kommando die Sirene gelöst. Auch die vor dem Battery Park. Die an den Liegeplätzen an der South Street ebenso. Was sonst noch in regellosem Gewimmel, mit Menschen überladen, auf Hudson und East River schwamm, war eingefallen. Barkassen, Regierungsboote, Feuerlöschboote, Fährdampfer. Jeder kleinste Pott zwischen Jersey und Brooklyn beteiligte sich. Sogar auf Ellis Island, der tränenreichen Einwandererinsel, tobte ein Wahnsinniger an der Dampfpeife. Feuerhörner, Sirenen, Schiffsglocken heulten und bimmelten im wüsten Chor. Wer irgendein Instrument, das Lärm machen

konnte, an Bord hatte, ließ es in den Krach einstimmen

In gellendem Schrei gab das Festland Antwort:

Tausende von Autos bellten auf, die Fahrer drückten die Daumen auf den Signalknopf, bis der Chor ihrer Hörner zu rasendem Orkan answoll. Mit schrillum Pfeifen fielen die Züge der Hochbahn ein; die Hörner der Tramway vollführten höllisches Getöse.

Und Zehntausende, Hunderttausende schrien, jubelten, gröhlten, lachten, brüllten, sangen dazu unverständliche Melodien

Am Battery Park stand die Parade.

Da, wo sonst an der Südspitze Manhattans Tausende von Angestellten aus den benachbarten Wolkenkratzen die knappe Mittagspause in der kühlen Seeluft verdösten oder mit mechanischer Bewegung die zahmen Tauben fütterten, begann heute der Aufmarsch.

Polizisten auf langsam schaukelnden Motorrädern in breiter Reihe voran. Polizisten zu Pferde, im leichten Trab. Andere flankierten zwei riesige Omnibusse. Kein Mensch saß heute in den roten Polstersesseln. Keine Zeitung entblätterte sich heute hinter jedem der spiegelnden Seitenfenster. Leere, inhaltlose Riesen, die sich im schleichenden Rhythmus voranschoben.

Auf den Dächern der Kolosse aber tobten mit viel Blech, noch mehr Saxophonen, schrillen Flöten und einem ganzen Orchester seltsamer Schlaginstrumente zwei Musikkapellen.

Märsche. Die gute alte „Washington Post“ John Philip Sousas, der, als er seine Märsche noch selbst dirigierte, im Schmuck seiner zahllosen Orden, die

über den ganzen Rock verteilt waren, immer wieder wie die wandelnde Auslage eines Händlers mit Kotillon-Artikeln aussah. Die neuesten Schlager näselten und dröhnten über die Straße. Rasender Jazz hämmerte sinnlose Synkopen.

Und immer wieder tobte am Wasser die Hölle der Sirenen!

Weitere Omnibusse, auch sie von fahrenden Polizisten geleitet, folgten.

Mit den „gentlemen of the press“ — den Herren von der Presse — und ihren Kollegen vom Film. Alle ohne Rock, in Hemdsärmeln, den Hut weit in den Nacken geschoben.

Sie hockten und standen in dicken Trauben auf den leicht gewölbten Dächern. Starrten, Schreibstift und Block in den Händen, nach hinten. Kameras und Filmapparate zielten in die gleiche Richtung. Nach hinten. Auf das offene Auto, das den Bussen folgte. Natürlich ebenfalls von Polizisten umschwärmt

Auf dem zurückgeschlagenen Verdeck saßen zwei Männer. Die Füße stemmten sie auf das helle Lederpolster des Rücksitzes. Lächelnd grüßten sie nach rechts und links in die Menge, die sich zu beiden Seiten der Straße drängte.

Der eine war, so oft sich dies Schauspiel einer seltsamen Parade in den Jahren nach dem großen Börsenkrach auch wiederholen mochte, immer derselbe.

Jimmy Walker, New Yorks ewig lächelnder Bürgermeister. Der, wie seine Freunde mit Fleiß verbreiteten, am elegantesten angezogene Mann der Stadt.

Jimmy, der Erfinder der lärmenden Einzugsparade über den Broadway

Und als er zu Fall gebracht worden war, weil — wie man sagte — gewisse Löcher im Finanzwesen der Stadt New York nicht allein durch das berühmte Lächeln zugestopft werden konnten, da nahm seinen Platz die feiste, untersetzte Gestalt seines Nachfolgers ein, des Halbjuden Fiorello La Guardia, der sich rühmen durfte, mit dem Präsidenten, noch mehr aber mit Frau Eleanor Roosevelt befreundet zu sein.

Auf alle Fälle hockte, so oft die lärmende Parade auch über den Broadway tobte, auf dem rechten Platz des Verdecks das Stadtoberhaupt New Yorks.

Der Mann neben ihm war immer ein anderer. Ein Ozeanflieger, ein berühmter Sänger, ein kleiner europäischer Potentat, ein Boxer, ein Präsidentschaftskandidat bisweilen auch eine Frau: eine schöne Tänzerin, eine Kanalschwimmerin

Immer ein anderer Mensch.

Doch alle mit dem gleichen Ausdruck fassungslosen Staunens bemüht, den Höllenspektakel dieses Empfangs ohne ernsthafte Gesundheitsschädigung zu ertragen, abwechselnd rechts und links und nach oben in die rufende, klatschende, johlende Menge zu winken, das Lächeln nicht zu vergessen und dabei einen, wenn auch noch so bescheidenen Sinn hinter dieser turbulenten Veranstaltung zu entdecken

Und im übrigen nicht zu erschrecken — was sie meistens doch zu Jimmy Walkers grinsender Freude taten — wenn es nun plötzlich zu schneien begann.

Mitten im drückend heißen Sommer!

Denn nun war der Zug, den zahllose Autos, mit Plakaten bedeckt und mit geladenem und ungeladenem Gefolge gefüllt, langsamen Schrittes geleiteten, über Bowling Green, ein schmales Überbleibsel des

ältesten Parks New Yorks, in den Broadway eingeschwenkt.

Und da begann es zu schneien

Auf den Dächern über dem Häusergebirge, dreißig, vierzig, oft mehr Stock über dem steinernen Grund dieser finsternen Schlucht, drängten sich Tausende von Menschen. Nur niedrige Gitter schützten sie vor dem Absturz. Sie schrien. Aber ihr erregtes Rufen drang kaum noch bis in die Tiefe. Aus allen Fenstern — manches Bürohaus hat deren dreitausend! — hingen sie halben Leibes über dem Abgrund. Männer und Frauen. Verkäuferinnen, Buchhalter, sorgsam geschminkte Sekretärinnen, Laufjungen, würdige Geschäftsführer, Liftboys, Friseure, Fensterputzer. Alle hysterisch schreiend, winkend, kreischend. Alle glücklich, für ein paar Minuten der Schreibmaschine, dem Lift, dem Ladentisch, dem Packraum entronnen zu sein und einen herzhaften Spaß zu erleben

Sie ließen es schneien. In dicken weißen Flocken schwebte der Schnee vom blaugrauen Himmel.

Er schmolz in der glühenden Sonne nicht. Es war unvergänglicher Schnee, der sich unter den Rädern der Autos, vor den Hufen der erregt tanzenden Polizeipferde, zu kleinen Bergen türmte.

Das ganze Jahr hindurch hatten diese lärmenden Menschen den Schnee gesammelt. Allen Verboten zum Trotz hatten sie in Schränken und Garderobenkammern die endlosen Papierstreifen der Empfangsapparate für Handelsnachrichten und Börsenkurse gesammelt, die in jedem Büro aufgestellt waren. Dazu die Telefonbücher vom vorigen Jahr, kiloschwere Wälzer, die eigentlich der Telefongesellschaft zurückgegeben werden sollten. Kein Mensch hatte daran

gedacht, die Vorschrift zu befolgen. Denn aus diesen korpulenten Papierpaketen ließ sich der herrliche Schnee darstellen, der nun, vermischt mit den Schlangen aus alten Börsenkursen, lautlos aus schwindender Höhe sacht herniederschwebte.

Schnee aus den Telefonadressen des alten Jahres und aus längst überholten Aktienkursen.

Und wenn der Mann, der da etwas benommen neben Jimmy Walker oder dem fetten Laguardia auf dem Rücksitz hockte, rasch zugriff, dann wehte ihm der Sommerwind eine Schneeflocke in die Hand, auf der er etwa lesen konnte:

Phil Myer . . . Lackawanna 2 — 2197.

Und darunter in kleinster Schrift das Wort:

„Corn-Cutter.“ Was bedeuten sollte, daß er sich bei dem Doktor Myer, der eigentlich ein Hühneraugenoperateur war, unter der Nummer 2 — 2197 telefonisch zur Behandlung anmelden konnte . . .

Aber vielleicht war er in diesem Augenblick nicht mehr fähig, den Sinn dieser Buchstaben und Ziffern zu enträtseln.

Denn immer weiter drang der tobende Zug in das Herz New Yorks ein.

Den Broadway entlang ging die Fahrt.

Über die Triumphstraße, durch die so manche Berühmtheit ihren Einzug in „Gottes eigenes Land“ gehalten hat, bis sie von einer neuen Sensation abgelöst und rasch vergessen wurde . . .

Die längste Straße der Welt nennt der Amerikaner gern prahlend seinen Broadway.

Er beginnt an der Battery, an der Südspitze der

Wolkenkratzerinsel Manhattan, zieht dann durch die ganze Länge der Stadt, das schachbrettartige Muster der schnurgeraden Straßen eigenwillig schräg schneidend, durchläuft die nördlichen Vororte, verläßt die Stadtgrenze und begleitet den Hudson bis hinauf nach Albany, der kleinen Hauptstadt des Staates New York.

Vielleicht wirklich die längste zusammenhängende Straße der Welt.

Man kann sie auch anders kennzeichnen: Sie beginnt an der Wall Street, dem Zentrum der amerikanischen Finanzwelt, und endet dicht bei — Sing Sing, dem New Yorker Staatsgefängnis wo der bekannte elektrische Stuhl steht

Manch einer ist diesen Weg von Wall Street nach Sing Sing gegangen, und zwischen diesen beiden Endpunkten seines Lebens lag der Broadway.

Lag diese Herzschlagader der größten, der Mammutstadt der Neuen Welt, die zugleich die am wenigsten einheitliche und nationale Hauptstadt aller großen Nationen ist. Äußerlich blendend, bestechend, verwirrend, zugleich aber seelenlos ist dies New York, das weniger amerikanischen Charakter hat als manche der „Provinzstädte“ wie Baltimore, Boston oder Richmond, die man in Europa kaum kennt.

Spiegelbild aber dieser seelenlosen, zerrissenen Stadt ist der Broadway.

In den Felsenschluchten der Wolkenkratzer beginnt er an der Spitze Mannhattans. Auch bei Tage dringt kaum Tageslicht in diese engen Cañons, die dort zu dichtem Netz zusammenlaufen, wo sich die Hochhäuser noch am äußersten Rande der Halbinsel wie die Burgen von Giganten zu Gebirgen auftürmen,

um nicht von den brutalen Ellenbogen der Wall Street in den Hudson gedrängt zu werden.

Eng nebeneinander recken sich hier die Steinsyklopen in den dunstigen Himmel:

Whitehall Building mit dem Wetterbüro der Bundesregierung.

Die Produktenbörse — natürlich die „größte der Welt“!

Rockefellers wuchtiger, niederdrückender Palast der Standard Oil, zwei seltsam ineinander geschobene Gebäudeteile. Hier wurde — bisher, in Zukunft nicht mehr — einem guten Teil des Erdballs der Preis des Petroleums diktiert.

Das Equitable Building. Zwanzigtausend Menschen arbeiten in seinen Büroräumen; 65 Fahrstühle befördern täglich 150 000 Besucher in ihm

Noch höher das Woolworth-Gebäude, aus den Fünf- und Zehn-Centstücken erbaut, die der Amerikaner täglich in Tausende von Woolworth-Läden trägt.

Eins übertrumpft das andere.

Das Chrysler-Building — heute das höchste — morgen schon entthront

Das „Empire-State“ hat ihm den Rang abgelassen: 120 Etagen, 380 Meter hoch, 20 000 Büros. Die Demokratische Partei hat es auf Aktien begründet; Al Smith, damals Gouverneur des Staates New York, nach seinem Hut „der braune Derby“ genannt, war mit Pierre S. Dupont, dem aktivsten Teilhaber des Hauses Morgan, und John J. Raskob — beide gehörten zu den Urhebern des „Schwarzen Freitags“, der gigantischen, künstlich erzeugten Börsenpanik vom

30. Oktober 1929 — der Vater des Planes, der zunächst schmachvoll zu mißlingen schien

Große Pleite: Bei der Eröffnung stand noch die Hälfte aller Büros leer. Kein Mensch wollte sie mieten. Al Smith hielt Kriegsrat. Ließ Techniker und Monteure kommen, die in schwindelnder Höhe einen gewaltigen Gittermast errichteten. Um 35 Meter wuchs der Häuserriese. Nun war er unbestritten der größte des Weltalls

Der Mast, der in die Wolken stößt? Im Vertrauen: Ein Ankermast für Luftschiffe die USA.-Marine hat schon ihre Zustimmung gegeben ja, Herr — ein paar Büros sind noch frei halten Sie sich ran wird nie wieder geboten: mit dem Luftschiff ins Büro auf dem eigenen Dach landen greifen Sie zu, Herr

Im Handumdrehen war die letzte Kammer vermietet. Al Smith und seine Freunde waren die Sorgen los. Am Stahlmast machte natürlich nie ein Luftschiff fest. War alles Bluff gewesen. Hatte seinen Zweck aber trefflich erfüllt

Ein Riese neben dem andern. Dutzende. Jedem liest man den Ehrgeiz von der Stirn:

„Der größte schnellste bequemste gewaltigste meiste“

Auf der ganzen Welt natürlich. Irgendwas — ist ja ganz gleichgültig nur den anderen übertrumpfen mit irgendeinem Superlativ!

In nüchterner Berechnung der eine übereinandergetürmt, schmucklos, wie die Zeichnung eines Ingenieurs hingestellt. In wilder Romantik der andere in den Himmel stoßend, einfach und von klarer Linien-

führung der nächste, der vierte aber mit Säulen, Türmen, Marmor, Stuck, falschem Zierwerk überladen, der fünfte gar sucht eine gotische Kathedrale nachzuahmen.

Alle aber sind kaum mehr als Zweckbauten. Ohne Seele, ohne die Wärme, die sonst ein Haus auszuströmen vermag.

Um Eisenbahnen, Schiffslinien, Grundbesitz in Stadt und Prärie, um Öl, Stahl, Kautschuk, Autos, Weizen, elektrischen Strom, Wasserkraft, Baumwolle, Spargelder, Versicherungen und Aktien dreht sich das Leben, das hetzend, fiebernd, fließend, jagend durch diese Giganten aus Beton, Stahlträgern und Fensterglas kreist.

Um Geld, um tote Dinge, um blutwarme Menschen, um Schicksale, um Leben und Tod, um Höllenfahrt und Glück

Hier, unten am Broadway und seinen Nebenstraßen, ist der Kampfplatz der Großen gegen die Masse der Kleinen, der Großen gegeneinander, der Reichen gegen die Enterbten aller gegen alle.

Hier hasten am Tag die Menschen, die nie Zeit haben. Hier denkt keiner an sich selbst, jeder nur ans Geschäft. Hier wird gehandelt, geschoben, gekauft, bestochen, betrogen; hier wird man arm und wieder reich und wieder zum Bettler — hier ist die große Schaukel, auf der Amerikas Volksvermögen von ein paar hundert Drahtziehern auf und ab gewippt wird.

Hier bellen am Tage die angestaubten Kolonnen der Autos wütend auf. Hier kommt man zu Fuß rascher voran als im Wagen. Hunderttausende drängen sich hier des Morgens und des Abends in Trauben und

Klumpen in die Schächte der U-Bahnen; Menschenmassen, gegen deren Größe die Ströme der Völkerwanderung bescheidene Rinnsale waren, sausen in den Fahrstühlen empor und hernieder.

Hier arbeitet, schuftet, müht sich ein guter Teil der Bevölkerung der Achtmillionenstadt.

Am Tage

In der Nacht aber ist der untere Broadway ausgestorben.

Gespensergleich hallt der Schritt der Wächter und Polizisten durch die menschenleeren Straßen. Einsame Autos gleiten vorüber. Ohne anzuhalten nur hinaus aus dieser Zone des Schweigens — — des Grauens

Wie schlafende Riesen recken sich die Wolkenkratzer unter den Sternen. Stille und Dunkelheit lauern in den Schluchten; doppelt hallt jeder Schritt, jeder Ruf von den Steinen wider. Der Geist des Götzen Mammon gaukelt bei Nacht über den Broadway.

Hinter den Kulissen dieser toten Stadt des Geldes aber wispert, raunt, schreit und tobt ein anderes Leben.

Nur wenige Häuserblocks westlich vom Broadway, gegen den Hudson, liegt das „syrische Viertel“; Armenier, Levantiner, Syrer hausen hier in düsteren, alten verwohnten Gebäuden. Düfte, die kaum noch Ähnlichkeit mit den Wohlgerüchen Arabiens haben, ziehen in dichten Schwaden durch die Gassen. Kneipen, Tanzlokale, billigste Herbergen drängen sich, schmutzig, laut, stinkend.

Und nicht viel weiter nach Osten, schon in der Bayard Street, beginnt Chinatown, das Chinesenviertel. Wenige Blocks hinter der glänzenden Fassade

des Broadway liegt Asien. Kaum zwanzig Jahre ist es her, daß hier die letzten blutigen Bandenkriege der beiden chinesischen Tongs — der Parteien — On Long und Hip Sing tobten. Mit einer regelrechten Kriegserklärung — auf grellen, buntbemalten Plakaten an der Gemeindetafel angeschlagen — begannen die Kämpfe, mit Beilen, Dolchen, Krummschwertern, Dynamit, Revolver, Gift wurden sie ausgetragen. Um den Besitz gelber Sklavinnen, um den Handel mit Opium, um die höhnenden Worte eines Schauspielers im chinesischen Theater wurden Hunderte ermordet. Unterirdische Gänge führen dort von Haus zu Haus, in Kellern steigt man stockwerk tief in die Eingeweide der Erde. Höhlen und Schlupfwinkel nehmen jeden Verfolgten auf, unerreichbar für die Polizei. Der „Blutige Winkel“ an der Doyers Street hat, wie die New Yorker Polizei selbst bestätigt, mehr Morde gesehen als jeder andere Platz der Erde; noch 1910 tobte ein opferreicher Krieg in Chinatown, und sogar 1924 flackerten die Kämpfe noch einmal auf.

Heute freilich ist dieser Bezirk das Ziel der Rundfahrten, die die „Royal Blue Line“ allnächtlich durch das „verrufene“ New York veranstaltet. Damit den Teilnehmern das für den Fahrpreis garantierte Gruseln komme, sorgt das geschäftstüchtige Unternehmen für Bluff und geheimnisvollen Zauber, gegen ein Trinkgeld veranstaltet von Menschen, die am Tage harmlos ihrer Arbeit als Geschirrwäscher, Händler, Angestellte nachgehen

Mord und Raub, der Todesschrei gequälter Menschen, Laster und Verbrechen, Betrug und Wucher — nördlich von Chinatown zieht sich das Judenviertel

über mehrere Blocks — Elend und Ausschweifung — dies alles verbirgt sich hinter der himmelragenden Wand, die der Broadway aufgerichtet hat.

Die längste Straße der Welt.

Die Straße, in der jeder Mensch wie nirgends auf der Welt verlassen ist, auch wenn er sich in der zehntausendköpfigen Menge am „Großen Weißen Weg“ — so heißt der Broadway einige Blocks weiter hinauf, dort, wo das Zentrum des nächtlichen Amüsierlebens ist — drängt und vorwärtsschiebt.

Die Straße ist dies, die an der Wall Street beginnt und am elektrischen Stuhl von Sing Sing ihr Ende findet



Zwölftausend Morde in einem Jahr

Nichts hatte bisher den Frieden des Landstädtchens Mooresville im Staate Indiana gestört; seit vielen Jahrzehnten hatten seine 1800 Bewohner ein beschauliches, ruhiges Dasein führen können. Zwar zog eine viel befahrene Autostraße von Indianapolis nach Vincennes durch den Ort, aber nur selten fiel es einem Fremden ein, hier für fünf Minuten zu halten, zu tanken und bei einer Zigarette die dürftigen Schönheiten der bestaubten niedrigen Häuser zu betrachten.

Ein friedliches, verschlafenes Nest war Mooresville.

An diesem heißen, drückend schwülen Abend im Juli des Jahres 1924 aber war hier der Teufel los.

Frank Morgan, ein alter Mann, der einen kleinen Kolonialwarenladen besaß, hatte noch zu später Stunde den Barbier des Städtchens besucht, um sich für den kommenden Sonntag verschönen zu lassen. Über einem nachbarlichen Geschwätz war es finster geworden. Als er über die menschenleere Hauptstraße, die ein paar kümmerliche Laternen schwach erhellten, nach Hause tappte, traten ihm zwei Männer in den Weg.

Was sollte ein alter Mann, der sein Leben in dieser friedfertigen Stadt verbracht hatte, Böses ahnen? Sie wollten, nahm er an, nach dem Weg fragen oder nach der nächsten Tankstelle. Oh, da konnte er dienen keiner kannte sich in der Gegend so aus wie Vater Morgan

Doch ehe er zu einer wortreichen Erklärung ansetzen konnte, erhielt er einen Schlag auf den Kopf, der freilich durch seinen uralten, verbeulten Filzhut gedämpft wurde ein hartes Rohr — es entpuppte sich später als der Lauf eines mehrschüssigen Revolvers — bohrte sich verteufelt dicht in seine Seite eine heisere Stimme flüsterte: „Hands up, Maul gehalten und raus mit dem Geld!“ eine Hand riß ihm die Jacke auf, daß die Knöpfe sprangen, und wühlte sich in seine Brusttasche

„Hände hoch!“

Wildwest war in Mooresville eingezogen. Was Frank Morgan bisher nur aus Detektivgeschichten schaurigschöner Magazine kannte — er pflegte in der Woche zwei bis drei zu verschlingen — das trat ihm nun auf der stillen Straße der guten alten Stadt leibhaftig entgegen.

Doch wie gesagt, Vater Morgan war ein eifriger Kriminalstudent, der sein Wissen um die Gebräuche der Verbrecher nach Kräften zu mehren trachtete. Er wußte sofort, daß sie es auf seine heute nicht schlechte Tageseinnahme abgesehen hatten, die er, wie stets, bei sich trug, aber nicht — hihi — dort, wo die Kerle sie suchten.

Er wußte aber auch, was nun zu tun sei.

Gar nicht ungeschickt unterlief er den nächsten seiner Gegner, die er in der Dunkelheit immer noch nicht erkennen konnte. Das gelang ihm zwar nicht ganz, aber es hatte doch zur Folge, daß sich das kalte Rohr von seinem Leib löste, zu Boden polterte und sich mit donnerndem Knall entlud

„Hilf! Zu Hilf!“

Mit lautem Geschrei suchte Vater Morgan seinen strategischen Vorteil zu verbessern.

Die Räuber erschrakten. Das hatten sie nicht erwartet. Sie stutzten und verloren kostbare Zeit. Denn nun klappten Türen. Lichter flammten auf. Besorgte Stimmen erkundigten sich nach der Ursache der immer noch ertönenden Hilferufe. Eilende Schritte näherten sich.

Da flohen die Angreifer. Als sie in den Lichtschein einer Laterne kamen, wurde der eine von herbeieilenden Nachbarn erkannt, und zwei Stunden später saßen Johnny Dillinger, 21 Jahre alt, Sohn eines im Ort wohnenden Maschinisten, und sein Freund Eddy Singleton, des gleichen Alters, in guter Hut im Gefängnis.

Ihre Ausrede, sie seien stark betrunken gewesen, fand vor Gericht keinen Glauben. Man kannte die arbeitsscheuen Strolche, die schon manchen üblen Streich ausgeführt hatten — was freilich die „First Christian Church“, die Erste Christliche Kirche, eine Sekte, nicht gehindert hatte, den jungen Dillinger in ihren Vorstand zu wählen — und so wurde der Anstifter Johnny zu einer Gefängnisstrafe von 10 bis 20 Jahren verurteilt

An diesem Juliabend des Jahres 1924 hatte Dillingers Verbrecherlaufbahn begonnen, die fast auf den Tag genau zehn Jahre später enden sollte.

Zehn Jahre, die zu einem guten Teil erfüllt waren von einer Schreckensherrschaft, wie sie ein zivilisiertes Land noch nie gesehen hatte, die zuletzt die Vereinigten Staaten insgesamt vor die Frage stellte, wer denn nun eigentlich das Land regieren sollte:

Die Staatsbehörden oder die Gangsterbande John Dillingers?

Daß es aber so weit kommen konnte, ist ohne Zweifel die Schuld jenes Gouverneurs des Staates Indiana, der den Sträfling Dillinger nach wenigen Jahren Gefängnishaft auf Ehrenwort freiließ, obwohl es sich schon im Jugendgefängnis, danach im Staatsgefängnis gezeigt hatte, daß Dillinger widerspenstig, rabiät und keineswegs einer Besserung geneigt war.

Dillinger kam frei, und im gleichen Augenblick begann sein brutaler Kampf gegen die Staatsautorität, der fast, so schien es, mit einem Sieg des Verbrechers geendet hätte.

Es genügt, die Untaten nur aufzuzählen, die Dillinger im Verlauf eines einzigen Jahres, vom Sommer 1933 bis zum Sommer 1934, mit seiner Bande verübte:

Überfälle auf Banken in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois. Am 22. September Beraubung einer Bank in Bluffton. Verhaftet und am 28. September von Sheriff Sarber in das Gefängnis von Lima, im Staate Ohio, gebracht. Am 26. September waren aus dem Staatsgefängnis von Indiana acht Schwerverbrecher auf Grund eines von Dillinger ausgearbeiteten Planes geflohen. Am 12. Oktober Überfall dieser Bande auf das Gefängnis von Lima, Sheriff erschossen, Dillinger befreit. Drei Tage später Einbrüche in die Polizeiamter von Auburn und Peru in Indiana: Maschinengewehre, Revolver, Gewehre, Munition und Panzerwesten erbeutet.

Am 14. Dezember tauchte die Bande in Chicago, dem Paradies der Gangster, auf:

Der Kriminalbeamte Shanley, der einen der Verbrecher verhaften wollte, wurde erschossen.

Am 15. Januar 1934 Überfall der gesamten Bande auf die Erste Nationalbank in East Chicago im Staate Indiana — man beachte, daß jedes neue Verbrechen in einem anderen Staat der USA. vollführt wurde — wobei 20000 Dollar erbeutet und der Polizist O'Malley erschossen wurden.

Mit ihrem weiblichen Anhang floh die Bande nach Florida, von dort nach Arizona. In der Stadt Tucson wurde Dillinger bei einem Hotelbrand erkannt und mit seinen Kumpanen verhaftet. Dillinger wurde in das Gefängnis Crown Point im Staate Indiana transportiert, von wo er — ohne Zweifel mit Hilfe des weiblichen Sheriffs Lillian Hollay — unter Mitnahme eines dort eingesperrten Mörders Joungblood entfloh. Dieser Joungblood wurde bald danach in Fort Huron im Staate Michigan gestellt und nach einem Feuergefecht, das einem Polizisten das Leben kostete, erschossen.

Dillinger war nach St. Paul geflohen, wo er in einem Pensionshaus entdeckt wurde, die Polizisten aber mit Maschinengewehrfeuer überschüttete und abermals entkam.

Inzwischen war sein Spießgeselle Frank Nash ergriffen und nach Kansas transportiert worden. Durch einen verwegenen Überfall auf den Hauptbahnhof von Kansas City — Ergebnis: Nash selbst und vier Polizisten getötet — suchte die Bande ihn zu befreien.

In den kommenden Wochen wurden die Gangster immer mehr in die Enge getrieben und einer nach dem anderen zur Strecke gebracht. Noch zahlreiche

Polizisten ließen dabei ihr Leben oder wurden verwundet. Endlich war auch John Dillinger nach mühevollster Fahndung umstellt — der letzte Akt des schaudervollen Dramas konnte beginnen

Am Abend des 22. Juli 1934, fast auf den Tag zehn Jahre nach jenem Überfall auf den Händler Frank Morgan in Mooresville im Staate Indiana, wurde John Dillinger nach dem Besuch der letzten Vorstellung des „Biograph Theaters“, eines Kinos in der Lincoln Avenue zu Chicago, von Beamten der Bundespolizei umstellt und, als er entfliehen wollte, durch mehrere Schüsse getötet.

Die „No-quarter-hunt“, die Jagd ohne Gnade, die auf den „Public-Enemy Nr. 1“, den Staatsfeind Nr. Eins, eröffnet worden war, hatte ihr Ende gefunden. Nach langer Fahndung hatten die G-Männer von Chicago ihn eingekreist, seinen Aufenthalt ermittelt und ihn mit Hilfe seiner mühsam aufgespürten früheren Geliebten zur Strecke gebracht. Die Frau, die er schon in seiner Heimatstadt Mooresville gekannt hatte, wollte für die Treulosigkeit des Mannes, der sie mit hundert anderen Weibern betrog, Rache nehmen

Mit ihrer Hilfe wurden am folgenden Tag auch seine Helfer — die Leute, die ihm Unterschlupf gewährt hatten, der Arzt, der durch eine Operation seine Fingerkuppen so verändert hatte, daß sie plötzlich andere Abdrücke gaben, dazu sein Anwalt und zahlreiche Mitglieder seiner Bande — zur Strecke gebracht und verhaftet. Den Rest des Gangs fingen die G-Männer in den nächsten Wochen.

Die Dillinger-Bande war zersprengt.

Entsetzt aber fragte sich die ganze Welt, wie es überhaupt möglich war, daß eine Verbrecherbande so lange Zeit die Staatsgewalt bestreiten und dafür ihre eigenen blutigen Gesetze in Kraft bringen konnte. Und die Zahlen, die alsbald in die Öffentlichkeit drangen, waren nur geeignet, dies Entsetzen in blosses Grauen zu verwandeln:

Im Jahre 1933 wurden in den USA. 12600 Menschen gezählt, die ausschließlich vom organisierten, in Banden betriebenen Raub lebten und vor keiner Gewalttat zurückschrecken.

Sie begingen in diesem gleichen Jahr rund 12000 Morde und gegen 1 ½ Millionen andere schwere Verbrechen.

Jeder 84. Bewohner der USA. wurde durch eine Schandtat der Gangster betroffen.

Die von den Banden erbeuteten Werte waren in diesem einen Jahr so groß, daß jeder Bürger der USA. damit eine „Verbrechersteuer“ von 120 Dollar entrichtet hatte

Wie war das möglich?

Die Antwort hat Edgar Hoover, der Chef der endlich nach Überwindung vieler, mitunter aus sehr seltsamen Einwänden geborener Widerstände, zur Bekämpfung des Verbrechertums eingesetzten G-Männer, einmal selbst gegeben:

„Seit einigen Jahren ist, insbesondere unter dem Einfluß der Prohibition, eine Feuersbrunst der Verbrechen ausgebrochen. Sie hat eine Klasse von Menschen geschaffen, die sich außerhalb von Recht und Gesellschaft stellt, und ein neuer, brutaler Mördertyp sorgt für den Vollzug ihrer blutigen Gesetze.

„Etwas stimmt in unserem Lande nicht. Das sind vor allem unsere Rechtsverhältnisse. Wir haben keine einheitliche Gerichtspflege. Jeder Staat hat seine eigene Gesetzgebung, die Bundesregierung kann nur in besonderen Fällen eingreifen. Während in einem unserer Staaten auf Mord die Todesstrafe steht, wird er in einem anderen Staat nur mit lebenslänglichem Zuchthaus geahndet, die sich in vielen Fällen in eine Bewährungsfrist oder in eine gänzliche Begnadigung auflöst. Im Durchschnitt bringt bei uns ein Mörder nur vier Jahre hinter Kerkermauern zu, und das vielfach noch unter angenehmen Umständen

Unsere Verbrecher wissen genau, in welchen Staaten sie die geringste Strafe zu erwarten haben, aus welchen Gefängnissen am leichtesten zu entkommen ist, wo man mit Geld alles erreichen kann. Ich habe mit vielen Polizeichefs über die Übelstände gesprochen; sie haben mir erklärt, daß sie gegen die politischen Kreise, die die gesetzlosen Elemente beschützen, machtlos sind“

Auf Andeutungen hat sich der Chef des „Department of Justice“ beschränken müssen — auch er hatte die „politischen Kreise, die die gesetzlosen Elemente beschützen“, zu fürchten.

Aber diese Andeutungen genügten vollkommen, das Bild einer für den Staat höchst gefährlichen Lage zu zeichnen, in die der Staat allerdings durch eigene Schuld geraten war:

Eine völlig verworrene Gesetzgebung, die die Verfolgung eines flüchtigen Verbrechers von einem Bundesstaat in den anderen praktisch unmöglich machte — was wiederum zur Folge hatte, daß die Be-

kämpfung und Bewachung schwerbewaffneter Banditen oft harmlosen Dorfpolizisten anvertraut werden mußte — die Korruption weiter Kreise der von jeder politischen Neuwahl im Lande abhängigen Beamten-schaft — die engen Zusammenhänge, die sich zwischen der Politik und dem organisierten Verbrechen-tum an-gesponnen hatten — dazu die durch Presse, Rund-funk und Film geförderte Verherrlichung des Berufs-verbrechers:

Das waren die wesentlichsten Bausteine, auf denen das Gangstertum, das in den USA. sein Dorado ge-funden hatte, seine blutige Herrschaft errichtet hatte.

Und die in wirklich letzter Stunde ins Leben ge-rufene Bundespolizeitruppe der G-Männer konnte trotz aller Tapferkeit, allen Mutes, aller Kenntnisse und Fähigkeiten des einzelnen einen vollen Erfolg nicht erringen, weil auch sie trotz aller Vollmachten gegen alle die erwähnten Hindernisse anzurennen hatte.

Solange sie darauf warten mußte, daß ein Ver-brecher so unvorsichtig war, mit einem gestohlenen Auto von einem der 48 Staaten der Union in den anderen zu fahren und sich damit eines Verstoßes gegen den „National Motor Vehicle Theft Act, Title 18, Section 408, United States Code“ schuldig zu machen, ehe sie ihn über die nächste Staatsgrenze verfolgen durfte, war selbst ihr eine wirksame Verfolgung des Gangstertums kaum möglich. —

Die Dillinger-Bande war zersprengt.

Nicht zersprengt aber waren alle jenen merkwür-digen Gesetze, Einrichtungen und Gepflogenheiten,

die den Polizeichef Hoover zu dem Ausspruch verleitet hatten, etwas stimme in den USA. nicht.

Und nicht zersprengt war jenes in der zivilisierten Welt wohl einzigartige Kartell zwischen einer gewissen Form der Politik und dem organisierten Verbrechen, von dem im folgenden Abschnitt dieser Zeitbilder weiter berichtet werden soll.

Nichts hat bis auf den heutigen Tag dies Bündnis zerreißen können.

Die Kneipe der jungen Mädchen

Dr. Brown“ stand auf dem kleinen Schild aus schwarzem Marmor, das neben der Haustür eines prächtigen Palastes in der Michigan Avenue in Chicago befestigt war.

Eine unscheinbare, bescheidene Platte, die unauffällig verkünden wollte, daß hier ein Arzt seine Praxis hatte. Sicher — dafür sprach die ganze Aufmachung in dieser ausgesprochen reichen Straße — ein hervorragend tüchtiger Arzt, der sich eine Praxis in diesem sündhaft teuren Hause leisten konnte.

Aus einer Marmorhalle führte ein eleganter Fahrstuhl, den vergoldete Gitter abschlossen, in die oberen Stockwerke. Ein hünenhaft gebauter Neger bediente ihn.

Der Fremde, der den Lift nicht benutzen wollte und die Treppe suchte, hielt vergebens Umschau. Es gab in diesem Hause — das sich betont vornehm mit nur wenigen Stockwerken zwischen die Wolkenkratzer der Michigan Avenue schob — keine Treppe. Der Architekt schien sie vergessen zu haben. Nach oben, zur Praxis des Dr. Brown, konnte man nur gelangen, wenn man den Fahrstuhl benutzte, denn über die Feuerleiter an der Rückfront des Gebäudes zu klettern, war nicht empfehlenswert; sie wurde schon nach wenigen Metern von schweren Gittern unterbrochen, die nur von oben geöffnet werden konnten. Und wer dies Hindernis trotzdem in sportlicher Kühnheit über-

wand, der stieß, wieder einige Meter höher, auf einen Stahlschild in der Mauer, durch dessen schmalen Schlitz sich der Lauf einer Maschinenpistole reckte . . .

Wer aber, von dem riesigen Neger — der Kerl mußte Bärenkräfte haben — im Fahrstuhl sicher geleitet, das dritte Stockwerk erreichte, stieß hier wieder auf das bescheidene Schild des Dr. Brown, das diesmal an einer wuchtigen Bronzetür befestigt war. Ein merkwürdiger, wahrscheinlich etwas menschenscheuer Herr mußte dieser Arzt sein: Die Tür hatte weder Schloß noch Klinke — sie konnte nur von innen geöffnet werden.

Selten aber suchte ein Fremder den ärztlichen Rat des Dr. Brown. Gelangte aber wirklich einmal einer durch Zufall in das Haus, dann stand — von dem Neger schon durch das Telefon im Fahrstuhl herbeigerufen — hinter der Bronzetür ein nettes, hübsches Mädchen in Schwestertracht bereit, das unendlich bedauerte, daß der Herr Doktor leider nicht anwesend und außerdem stark beschäftigt sei. Sie rate dem Patienten, lieber Herrn Dr. Patman aufzusuchen, gleich nebenan, drei Häuser weiter. Ebenfalls ein sehr tüchtiger Arzt, aber nicht so stark beansprucht wie Dr. Brown.

Dabei ließ sie den Besucher, wie unbeabsichtigt, einen Blick in den nächsten Raum werfen, wo ihm blitzende Instrumente, unheimliche Apparate aus Glas und Nickel und ein großer Operationstisch gebührenden Schrecken einjagten.

Der Fahrstuhl stand schon bereit, ihn wieder aufzunehmen. Der Fremde glitt in die Tiefe, um zu Dr. Patman zu wandern.

Und er hatte nicht die leiseste Ahnung, daß er eben dem Hauptquartier Al Capones, des Gangsterkönigs von Chicago, einen Besuch abgestattet hatte.

Denn die Klinik des Dr. Brown — es gab im zweiten Stock wirklich ein paar Behandlungsräume und Krankenzimmer, aber sie dienten nur der Aufnahme angeschossener oder verprügelter Gangster — war nur die Tarnung für Capones Büro, in dessen letztem Zimmer er selbst, umgeben von seinen Leibwächtern, zu finden war. Natürlich waren auch alle anderen Räume wie auch der Eingang von den 36 Mann der Leibwache besetzt, die in zwei Schichten von je 18 Banditen zum „Dienst“ erschienen.

Ein anderes Quartier des Gangsterhäuptlings war in einem soliden Geschäftshaus Chicagos, wo er sich hinter zwei tatsächlich existierenden Firmen verbarg, von denen „Smith & Webers“ Finanzierungsgeschäfte betrieben und eine andere Agentur für den Großhandel mit Strümpfen manchmal wirklich Strümpfe verkaufte, sonst aber das reich ausgestattete Waffenlager der Capone-Bande war.

Seine eigentliche Wohnung — auch sie von den Banditen aufmerksam bewacht — war in einem einfachen Ziegelhaus, No. 7244 der Prairie-Avenue; er benutzte sie stets, wenn er den Anschein erwecken wollte, er habe sich ganz „vom Geschäft zurückgezogen“ und führe ein solides Leben bürgerlicher Wohlanständigkeit

In der New Yorker Unterwelt, in der berühmten „Five-Points-Bande“, hatte Alfonso Capone seine Gangsterlaufbahn begonnen, ehe er als Leibwächter John Torrios, des damals berühmtesten Bandenführers

von Chicago, die Stadt zum Sitz erkor, die durch ihn zu trauriger Berühmtheit kommen sollte. Das war im Jahre 1921. Drei Jahre später floh Torrio, um seiner Ermordung durch seinen Konkurrenten O'Banion zu entgehen, mit den geraubten Werten — es waren viele Millionen — nach Europa; Al Capone, sein erster Assistent, trat an die Spitze des Gangs.

Damit wurde das organisierte Gangstertum von Chicago, das sich bisher auf Alkoholschmuggel und wilde Feuergefechte mit Polizei und Konkurrenzbanden beschränkt hatte, auf eine neue Grundlage gestellt:

Das Verbrechen wurde zum Geschäft erhoben, wurde kommerzialisiert und planvoll ausgebaut; es wurde vertrustet, so wie Eisenbahnen, Textilindustrie oder Druckknopffabriken vertrustet wurden.

An der Spitze eines Gangs von 1200 Banditen — ihre Zahl wurde bei Großaktionen durch die Mitglieder „freier“ Banden erheblich verstärkt — konnte Capone der Staatsgewalt fast ungehindert Trotz bieten. Was nutzten die Tapferkeit einzelner Polizisten, der Scharfsinn manches Detektivs, die Unerschrockenheit kühner Männer, wenn der Gangsterherrscher Capone praktisch die Stadt Chicago und den Staat Illinois beherrschte?

Der Bürgermeister der Stadt, „Big Bill“ Thompson, war sein erklärter Freund — nachdem er mit Hilfe des Wahlterrors der Gangster seinen Vorgänger Dever zu Fall gebracht hatte. Auch der von ihm eingesetzte Polizeipräsident Mike Hughes wagte aus guten Gründen nicht, ernsthaft gegen die Banden einzuschreiten. Als er es — da die Zustände immer unerträglicher

wurden — einmal versuchte, ließ Capone ein paar hundert bewaffnete Gangster vor dem Polizeihauptquartier aufmarschieren! Gehorsam fügte sich der Herr Polizeipräsident dieser Demonstration

Außerdem aber war er — und schon dies allein verbot ihm, mit Capone anzubinden — ein alter und treuer Stammkunde des Kreditinstituts von Herrn John Higgins.

Das war eine angesehene Firma, die gegen angemessene Zinsen und ordentliche Sicherheit Geld an zahlungsfähige Menschen auslieh. Mit vielen Angestellten, Büros, Karteien, Registratur, Werbeabteilung, eigenen Anwälten. Alles in Ordnung; ein tüchtiges, nützliches Unternehmen.

Wer genau hinsah, konnte allerdings bemerken, daß die Firma Higgins ausschließlich Polizeibeamte als Kunden hatte und ihre Werbung ausschließlich auf neue Polizeibeamte erstreckte.

Um es noch deutlicher zu sagen:

Die Firma Higgins, deren eigentlicher Chef Capone und nicht Higgins hieß, hatte die einzige Aufgabe, systematisch jeden einzelnen Polizeibeamten — vom Präsidenten bis zum letzten Hilfssheriff — zu bestechen. Sie tat dies — um nur ja keinen einzigen auszulassen — mit allen Mitteln neuzeitlicher Werbung und modernster Bürotechnik. Mit ausgekochten Methoden wurde dem zukünftigen Kunden der erste Kredit geradezu aufgenötigt. Wollte er ihn zurückzahlen, dann wurde Herr Higgins böse, und seine wohlwollend strahlenden Pausbäckchen verzogen sich in schmerzlicher Betrübniß. In der Regel verließ der Kunde die Bank mit einem neuen Darlehen. Das war

schon so groß, daß es dem Polizisten schwer fallen mußte, es wirklich zurückzuzahlen. Das sollte er auch gar nicht. Zahlen sollte er schon — aber nicht mit Geld. Für eine gute Information aus dem Dienstbetrieb war Herr John Higgins gern bereit, die alte Schuld zu streichen und neuen Kredit zu geben. Allmählich wurden aus den Informationen Angaben über geplante Polizeiaktionen, und endlich — wenn es kein Zurück mehr gab — mußte der Erpreßte Akten verschwinden lassen, Patrouillen auf falsche Spur locken, Verbrecher durch Absperrungen schlüpfen lassen

Aber äußerlich war die Firma John Higgins ein angesehenes Kreditinstitut. —

Daß Capone ein eigenes Pressebüro unterhielt, das die Zeitungen mit schöngefärbten Nachrichten über die Gangster und mit versteckten Spitzen gegen die Staatsgewalt versorgte, ist kaum verwunderlich, da er keineswegs Wert darauf legte, wie ein Veilchen im Verborgenen zu blühen.

Im Gegenteil: Man sollte von ihm reden, sollte ihn fürchten, sollte die Größe der Gangstergefahr durchaus erkennen.

So hatte er nichts einzuwenden, wenn Film und Presse — es standen auch Journalisten Chicagoer Blätter mit festem Gehalt in seinem Dienst — sich mit ihm beschäftigten, wenn Theaterstücke über ihn geschrieben wurden . . . ganz davon abgesehen, daß er die täglich ausverkauften Theater, die diese Stücke spielten, selbst besaß!

Um seine Banditen stets beisammen zu haben, richtete er ihnen eigene Pensionshäuser und Klubs ein, wo sie mit ihren Freundinnen in eleganten Räumen

wohnten, aßen, sich amüsierten; in den Kellerräumen gab es schalldichte Schießstände. Der Auswurf aller Rassen und Nationen hauste hier; Revolverhelden, Spezialisten für Sprengstoffe, besonders im Straßenkampf ausgebildete Maschinengewehrschützen und „Gentlemen-Killer“ — seriös aussehende, gebildete Herren, die nur die Aufgabe hatten, neue „Beziehungen“ anzuknüpfen und neue Menschen zu bestechen. In eigenen Werkstätten wurden die Waffen der Gangster ausgebessert; hochbezahlte Büchsenmacher arbeiteten an der Verbesserung aller Modelle, so daß Capones Banditen stets besser ausgerüstet waren als die Polizei

Und wer im Feuerkampf mit Polizei und „Hijackern“, wie die Banditen genannt wurden, die die Schnapstransporte anderer Gangs ausplünderten, verwundet wurde, der fand im eigenen Sanatorium und in der Pflege eigener Ärzte die beste Hilfe!

Vom Alkoholschmuggel und dem illegalen Handel mit Alkohol war Al Capone ausgegangen. Er bildete einst die Grundlage seines Verbrechertrusts. Sie war längst überschritten. Er kontrollierte Zehntausende von Restaurants, weit über die Grenze des Staates Illinois hinaus, vom Luxushotel bis zur Kneipe an der Ecke. Sie alle mußten Wein, Bier, Schnaps von ihm kaufen. Weigerten sie sich oder kauften sie bei der billigeren Konkurrenz ein, dann erhielten sie prompt den Besuch einer bewaffneten Bande, die das Lokal demolierte, die Gäste vertrieb, wild um sich schoß und dann verschwand, ehe die Polizei erschien und achselzuckend ein paar nichtssagende Aussagen zu Protokoll nahm.

Es ist wohl notwendig, einige allgemeine Bemerkungen über die Prohibition und den Alkoholschmuggel einzufügen.

Die größte Industrie Amerikas hat ein Statistiker einmal den illegalen Alkoholhandel mit allen seinen Nebenzweigen genannt. Denn da in den USA. alles statistisch erfaßt wird — von der Zahl der Händedrucke des Präsidenten im Durchschnitt der Amtsperioden seit Washingtons Zeit bis zur Feststellung, wie oft in den Warenhäusern New Yorks Verkäuferinnen in Ohnmacht fallen und zu welchen Tageszeiten am häufigsten —, hat man natürlich auch die Prohibition und ihre Folgen von allen Seiten beleuchtet.

Und dabei ist dies festgestellt worden:

Bevor auf Betreiben der allmächtigen Frauenvereine der USA. im Bunde mit kirchlichen Organisationen die 18. Abänderung der Verfassung vorgenommen wurde, die dann als Volstead-Gesetz — nach dem Senator benannt, der zuletzt sein Zustandekommen förderte — das Verbot der Herstellung, des Handels und des Verkaufs von Alkohol für das gesamte Bundesgebiet anordnete, hatten die USA. aus der Alkoholsteuer eine jährliche Einnahme von 1,3 Milliarden Dollar.

Zu diesem hohen Betrag, der nach der Trockenlegung auf die Minusseite des staatlichen Hauptbuches wanderte, kamen die direkten Kosten der Prohibition:

Jährlich kostete ihre Durchführung 1200 Millionen Dollar. Um nur eine Zahl zu nennen: Die Prohibition verursachte in New York jährlich 54 Millionen Dollar zusätzliche Ausgaben für die Polizei — das waren 7,76 Dollar auf den Kopf der Bevölkerung. Diesem

enormen Aufwand von insgesamt etwa 2 ½ Milliarden Dollar stand folgendes Ergebnis gegenüber:

Vor der Prohibition gab es in New York rund 20000 „Saloons“, in denen Alkohol ausgeschenkt wurde. Sie wurden in der Zeit der Trockenlegung in „Speakeasies“ — Flüsterkneipen, weil man in ihnen aus Furcht vor Überraschung nur flüstern durfte — umgetauft; ihre Zahl stieg auf 50000. Allein in New York

Da gab es die „Kneipe der jungen Mädchen“. Sie war nicht die einzige ihrer Art, wohl aber die berühmteste, auf die man den Fremden aufmerksam machte wie auf General Washingtons einstiges zierliches Hauptquartier an der Battery oder auf den flutenden Autoverkehr über die Brooklyn-Brücke. Eine Kneipe, in der junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen Schnaps, Sekt, schlechte Weine und scharfe Cocktails tranken. Aus Übermut oder aus Langeweile oder weil sie, einmal verführt, von dem Laster nicht wieder loskamen.

Da hockten diese jungen Menschen, die sich der Hut der Eltern längst entwachsen glaubten, auf den hohen Barstühlen, tranken und rauchten, wurden bald laut und betrunken, weinten und lachten in einem Atem. Und keiner war da, der sie vor ihren eigenen dunklen Wünschen schützte: es hätte ja auch gegen den Geist wahrer Demokratie verstoßen, einem freien siebzehnjährigen Menschen zu verbieten, sich zu betrinken, wenn er eben den freien Willen hatte, trunken nach Hause zu wanken.

Und wenn eins der jungen Geschöpfe auf den Pfad des Lasters geriet, in den Bereich von Lucky Lucianos „Trust der roten Laternen“ kam, wenn es dabei elend

zugrunde ging, dem Rauschgift verfiel und endlich in irgendeinem Winkel dieser Weltstadt umkam:

Wen kümmerte das in einem Lande, das die „Freiheit“ seiner Bürger über alles liebte? —

Im Dienst der Prohibitionsbehörden standen in den ersten sechs Jahren — von 1920 bis 1926 — rund 10000 Beamte und Angestellte. Von ihnen wurden 875 wegen Pflichtverletzung — passiver Bestechung, Erpressung, Alkoholschmuggel, Erstattung falscher Berichte, fortgesetzter Trunkenheit, Meineid — entlassen. Das heißt nicht, daß die restlichen 9125 sämtlich einwandfreie Haltung bekundeten; die meisten Sünder wurden nur nicht ertappt oder hatten in den örtlichen Parteiführern machtvolle Beschützer. Major Chester Mills, Prohibitions-Administrator für New York, hat im Jahre 1927 in der amerikanischen Zeitschrift „Colliers“ mitgeteilt, daß einzelne der ihm unterstellten Agenten jährliche Einkommen von 40000 bis 50000 Dollar hatten — bei einem Höchstgehalt von 3000 Dollar im Jahr!

Interessant ist auch die Aussage des Bundesanwalts Buckner, der vor einem Untersuchungsausschuß bekundete:

„Ich fand im fünften Stockwerk des Verwaltungsgebäudes der Prohibitionsbehörde einen brodelnden Wirrwarr von Kneipenwirten, Schnapshausierern, Schleichhändlern und Fixern“

Der Vorsitzende unterbrach ihn: „Was sind Fixer?“

„Das sind Leute, die im Gerichtsgebäude gewerblich einen offenen Handel mit freisprechenden Urteilen oder Niederschlagungsurteilen betreiben“

Daß von 1921 bis 1928 mehr als 60 Beamte im Kampf gegen Alkoholschmuggler getötet wurden, daß zur gleichen Zeit weit über 800 Bootlegger — meist im gegenseitigen Bandenkrieg — umkamen, während die Zahl der unschuldigen Zufallsopfer in die Tausende ging, daß ebensoviele Tausende Gesundheit, Augenlicht und Leben durch den giftigen Fusel einbüßten, der als selbstgebrannter Schnaps zu enorm hohen Preisen verkauft wurde, daß die heimliche Alkoholindustrie der Autostadt Detroit dreimal so groß war wie die bedeutende chemische Industrie dieser Stadt, daß in dieser größten Industrie der USA. Millionen über Millionen „verdient“ wurden, das rundet dies Bild der mehr als unheilvollen Folgen der Prohibition ab, die hier nur angedeutet werden konnten.

Doch zurück zu „Narbengesicht“ Al Capone.

In Tausende anderer Unternehmungen aus allen Wirtschaftszweigen hatte er sich „eingemuskelt“, d. h. er hatte ihre Inhaber durch Androhung von Gewalt gezwungen, ihn als stillen Teilhaber aufzunehmen und am Gewinn zu beteiligen.

Alle Bauunternehmer Chicagos waren ihm tributpflichtig. Zahlten sie die Wochenrate nicht pünktlich, dann wurde ihnen das Baugerüst demoliert oder das halbfertige Haus in die Luft gesprengt oder ihre Arbeiter wurden zum Streik gezwungen

Seine Banditen überfielen Banken; plünderten am hellen Tage die Panzerautos, in denen Geld transportiert wurde; sie jagten in langen Kolonnen gepanzerter Autos, mit Maschinengewehren bewaffnet, durch die Straßen, Geschäfte auszurauben, Gefängnisse zu überfallen und gefangene Gangster zu be-

freien, Polizisten und Richter, die sich dem Verbrecherdiktat nicht fügen wollten, zu „maßregeln“!

Wurde dabei ein Bandenmitglied getötet, dann wurde der Strolch in feierlichem Geleit zu Grabe getragen. Tausende von Gangstern folgten dem Sarg, den kostbare Orchideen schmückten — es ist bekannt, daß in einem Fall diese Ausschmückung 15 000 Dollar kostete —, Deputationen „befreundeter“ Gangs aus anderen Städten kamen im Zylinderhut, Vertreter der Stadt marschierten im Zuge mit und die Polizei hielt an den Straßenkreuzungen die Menge zurück

Alles was Al Capone unternahm, wurde in ungeheure Dimensionen übertragen:

Alkohol wurde nicht mehr, wie in den Anfangszeiten der Prohibition, in Särgen oder in flachen Behältern unter Frauenkleidern aus Kanada über die Grenze geschmuggelt. Ganz offensichtlich kam er in riesigen Transporten ins Land. Der Schmuggel war schon wieder legal geworden. Die Zollwachen waren bestochen, die Polizei war geschmiert, die Richter erhielten reichliche Taschengelder, der Bürgermeister war Capones Freund und der Gouverneur war gekauft. Die Eisenbahn beförderte geschmuggelten Alkohol zu ermäßigten Frachttarifen, die Spediteure waren froh, Aufträge zu erhalten. Feindliche Banditen, die dort ernten wollten, wo sie nicht gesät hatten und Transporte überfielen, fand man, von Maschinengewehr kugeln durchlöchert, am Wege oder auch mitten auf den Plätzen Chicagos; die Polizei konnte nur noch feststellen, daß vom Täter keine Spur zu sehen war

Al Capone besaß Spielklubs und Bordelle, er führte

die Hunderennen ein, er unterhielt Tanzpaläste. Immer und überall stand neben ihm der Mord, die Gewalttat, die Erpressung.

Sein Jahreseinkommen wurde auf etwa 150 Millionen Dollargeschätzt. Der Alkoholschmuggel brachte 60 Millionen, die Spielclubs etwa 25, Abgaben der Kneipen 10, aus Raubüberfällen kamen mindestens 30 bis 40 Millionen. Der Rest stammte aus „geringeren Geschäftszweigen“ seines Trusts, aus Erpressungen und erzwungenen Kaufgeschäften.

Es gehört zu den uns kaum verständlichen Besonderheiten der USA., daß er einen Teil dieses zusammen geraubten Einkommens ordnungsgemäß — versteuerte

Sein Übermut kannte keine Grenzen:

Ganze Städte gehörten ihm. Burnham, Stickney, Cicero vor allem. Beachtliche Mittelstädte des Staates Illinois. Sie sollten seiner Bande Rückhalt geben und als Zufluchtsstätte dienen. In Cicero, einer Stadt von 70000 Einwohnern, wurden bei einer Wahl alle Posten, vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter, vom Theaterdirektor bis zum Schuldiener, von Vertrauten Capones besetzt. Alle Spielsäle, Kneipen, Kinos, Brauereien gehörten ihm. Kein Tankwart, kein Zigarettenhändler, kein Zeitungsverkäufer, kein Platzanweiser im Kino, kein Blumenhändler, kein Hausierer war in der Stadt, der nicht zum Gang gehörte. In jedem Laden saßen Capones Spitzel.

Die Stadt gehörte ihm. Ja, die Stadt war Capone.

Und der Gouverneur des Staates Illinois, Len Small, war sein Freund. Als der hohe Beamte einmal wegen der Unterschlagung einiger Millionen vor Gericht

stand, da organisierte Capone so spontane Vertrauenskundgebungen des Volkes, das seinen Gouverneur „innig liebte“, daß man ihn schleunigst freisprach; natürlich blieb der Gouverneur im Amt. Dafür begnadigte er anderntags den wegen Vergewaltigung eines Mädchens zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Gangster Harry Gusick; der kühne Richter, der dies Urteil gesprochen hatte, wurde kaltgestellt.

So sank die Autorität, die Macht und die Ehre des Staates, wie Al Capones Macht stieg. Er war der anerkannte König von Chicago. Die wenigen Banditen, die ihm noch Konkurrenz zu machen versuchten, verschwanden bald:

Dion O'Banion, der tagsüber einen Blumenladen führte, nachts auf Raub ausging, wurde erschossen.

John Scalise, der Skrupelloseste aus Capones Leibgarde, wurde, als er zur Konkurrenz übergehen wollte, von seinen Genossen bei einem Bankett buchstäblich von Kugeln durchlöchert.

Jack Diamond, den die Gerichte immer wieder „aus Mangel an Beweisen“ freigesprochen hatten, wurde bei einer Orgie ermordet.

Big Tim Murphy, der aus dem Postamt in der Polk Street zu Chicago 400000 Dollar geraubt hatte, wurde auf der Treppe seines Hauses unter merkwürdigen Umständen getötet

Viele Hunderte von Todesopfern forderte der Bandenkrieg in Chicago. Und immer wieder starben tapfere Polizisten einen Tod ohne Ruhm und Klang, während ihre Vorgesetzten ihrem Mörder lächelnd zutranken oder dankend ihren Bestechungsscheck in Empfang nahmen.

Nein — die Staatsgewalt hatte diesen Kampf verloren. Und es ist nichts als ein blutiger Witz, daß dieser hundertfache Mörder, Räuber, Erpresser Capone nicht wegen einer einzigen dieser Untaten vor Gericht kam, sondern auf dem Umweg einer Anklage wegen Steuerhinterziehung!

Ein Gangsterhauptling, der seine Steuern nicht anständig deklariert! Ein fluchwürdiges Verbrechen in „Gottes eigenem Land“!

Glücklich, endlich diesen Ausweg gefunden zu haben, gingen Richter und Bundespolizisten daran, bei den Banken und Grundbuchämtern Nachforschungen über Capones Vermögen zu halten. Triumphierend stellten sie fest, daß er für dies Vermögen zu wenig Steuern gezahlt hatte. Da machten sie ihm den Prozeß:

Im Jahre 1931 wurde er wegen Steuerhinterziehung zu elf Jahren schweren Kerkers verurteilt, die er zunächst im Gefängnis zu Atlanta im Staate Georgia, später auf der Gefängnisinsel Alcatraz verbrachte, aus deren Mauern es kein Entrinnen gibt.

Hier hat er — keineswegs kettenrasselnd und dem Wahnsinn nahe, sondern in angenehmer Haft, oft von seinen Anwälten besucht — die letzten Jahre verbracht. Es wurde still um ihn. Amerika atmete auf, die Gangsterherrschaft über Chicago schien gebrochen.

Im letzten Jahr aber drang eine erstaunliche Kunde über den Ozean:

Al Capone, so hieß es, sei vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen worden.

Wegen — guter Führung!

Er ist also wieder auf die Menschheit losgelassen.

denn es kann kein Zweifel sein, daß auch ein Gangster seine Haut nicht wechseln kann und daß ein Capone, dieser Bandit mit dem feisten Gesicht einer tückischen Bulldogge und den eiskalten, lauernden Augen eines Mörders, das Rauben und Töten so wenig lassen kann, wie eine Katze das Mäusen läßt

Vorläufig aber hat er sich in sein palmenumraushtes Landhaus in Miami, dem Badeort der Millionäre auf Florida, zurückgezogen.

Um, wie ein amerikanischer Journalist, ein Spaßvogel, beteuerte, seine Steuerangelegenheiten endlich in Ordnung zu bringen!

Denn er will einem Staat, der ihn so gnädig behandelt hat, doch endlich als ehrlicher Steuerzahler gegenüberreten.

Der große goldene Dom

Es war am 18. September 1793. In feierlicher Prozession waren die Mitglieder der Regierung der USA., an ihrer Spitze der Präsident George Washington, mit den Abgeordneten des Parlaments vom Lafayette Platz über die heutige Pennsylvania Avenue, die damals noch ein notdürftig geglätteter Karrenweg war, anderthalb Meilen zu dem Hügel gewandert, der sich im Südosten der neuen Bundeshauptstadt ein paar Dutzend Meter über das Ufer des Potomac erhebt.

Baugerüste bedeckten seine Kuppe, Kalkgruben, Stapel von Balken, Gebirge von behauenen Sandsteinplatten und Marmorblöcken. Es war ein wenig festliches Durcheinander, das den Zug da oben empfing. In weitem Bogen umringten die Wanderer ihren Präsidenten, der nach einer kurzen Ansprache eine Silberplatte ergriff, die den Text seiner Rede enthielt, sie in ein vorbereitetes Mauerloch senkte und es kunstgerecht mit Stein und Mörtel verschloß.

Kanonen schossen, die Festgäste riefen Hurra, im Hintergrund wurde ein Ochse am offenen Feuer gebraten:

Der Grundstein zur Nordostecke des Capitols, des Parlamentsgebäudes der jungen Vereinigten Staaten, war gelegt.

Fast 35 Jahre hat man dann an dem riesigen Kuppelbau, der bald zum alle anderen Gebäude über-

ragenden Mittelpunkt der Stadt wurde, gebaut, in der Mitte des 19. Jahrhunderts erwies sich eine Erweiterung als notwendig, und erst 1865 war die Kuppel vollendet.

Aber 150 Jahre nach der Grundsteinlegung konnte — was sich George Washington sicher nicht hatte träumen lassen — ein amerikanischer politischer Schriftsteller es wagen, in einem vielgelesenen Buch über die politischen Zustände und Einrichtungen der Bundeshauptstadt unter dem Beifall seiner Leser (das Buch erlebte innerhalb eines halben Jahres 20 Auflagen, selbst für Amerika ein Rekord!) dies gleiche Capitol einen „Affenstall“ (Monkey House) zu nennen.

Ein hartes Urteil. Aber berechtigt. Wie sehr, das wird ein kurzer Streifzug durch die beiden Häuser, den Senat und das Repräsentantenhaus, erweisen. Wir wollen hierhin und dorthin greifen, und immer wird eine höchst interessante Geschichte herauskommen. Die Herren Volksvertreter der USA. selbst sollen uns beweisen, daß das wenig höfliche Wort vom „Affenstall“ schon einen Sinn hat

„Entgegen dem allgemeinen Glauben“, so kennzeichnet der erwähnte Schriftsteller die Tätigkeit des Repräsentantenhauses, „ist ihre Hauptbeschäftigung nicht die Beratung von Gesetzen, sondern, sich selbst bedeutend und wichtig zu machen.“ Und er fügt hinzu: „Das Repräsentantenhaus ist die größte Weltorganisation der Unfähigkeit und Unwissenheit.“

Ein wahres Wort: Im Jahre 1930 hatte der demokratische Abgeordnete Roß A. Collins aus dem Staate Mississippi einen schweren Kampf gegen seine Kol-

legen zu bestehen. Er hatte nämlich als Betreuer der Congreß-Bibliothek, die viele seltene Bücher und Handschriften enthält, eins der wenigen Exemplare einer Gutenberg-Bibel erworben und dafür natürlich ein paar zehntausend Dollar ausgegeben. Er erntete wenig Dank: Es sei ein Unsinn, für ein altes Buch so viel Geld auszugeben, beschimpften ihn andere Abgeordnete, und sie ließen sich erst besänftigen, als er ihnen versicherte, es sei ein sehr seltenes Buch, von Moses persönlich aus dem Heidnischen übersetzt und aufgeschrieben. Da waren sie zufrieden

Das Lieblingsthema dieses Hauses ist immer noch das Alkoholverbot. Zwar ist es längst abgeschafft, aber geschwätzt wird immer noch darüber. Kurz vor der Aufhebung der Prohibition entspann sich — nach dem amtlichen Protokoll — im Repräsentantenhaus darüber folgender Dialog:

Mr. Schafer aus Wisconsin: „Wenn Jesus heute in der Hauptstadt wäre, um an einer Hochzeit teilzunehmen, und wenn er dann wieder ein Wundertäte: Würde er dann Wasser in ein alkoholfreies Getränk verwandeln?“

Mr. Sproul aus Kansas: „Ich weiß ja nicht genau, was er dann täte, aber ich will den Herren sagen, daß Jesus die Gesetze dieses Landes vermutlich beachten würde.“

Mr. Laguardia aus New York: „Er würde also einige dieser Gesetze verändern?“

Mr. Sproul: „Nein, nein, das würde er nicht!“

Mr. Laguardia: „Das verstehe ich nicht.“

Mr. Sproul: „Nun, der Abgeordnete ist im Neuen Testament nicht ganz zu Hause, sonst müßte er

wissen, daß Jesus dergleichen nicht täte. Er würde keins dieser Gesetze brechen.“

Mr. Strong aus Kansas: „Würde er nicht, wenn er diesen Saal beträte, das tun, was er im Tempel der Händler und Wechsler tat?“

Mr. Sproul: „Ja, ja, das würde er tun!“

Das einzige, was an dieser widerlichen Debatte Sinn hat, ist die Bemerkung, daß der Halbjude Laguardia, heute als Roosevelts intimer Freund Oberbürgermeister von New York, im Neuen Testament nicht recht zu Hause sei. Sonst ist gerade dieser kurze Ausschnitt aus einer sich noch viel länger hinziehenden Aussprache überaus bezeichnend für die alberne und zugleich bigotte, unwahr frömmelnde Geisteshaltung dieser amerikanischen Volksvertreter im „Affenstall“. —

Es war in der 71. Wahlperiode des Parlaments. Eben noch hatte der Abgeordnete Thomas Alva Yon aus Florida seine Amtsbrüder mit einer endlos langen und ebenso langweiligen Erzählung unterhalten. Er fühlte sich nämlich verpflichtet, um das Wort zu bitten und einen Traum zu erzählen. Jawohl, einen richtigen Traum, in der letzten Nacht erst frisch geträumt. Es sei ihm da, berichtete er, eine Feuersbrunst erschienen, die das Capitol ergriffen hätte, als er gerade gemächlichen Schrittes durch die nahen Anlagen lustwandelte. Mit allen Einzelheiten beschrieb er das Feuer und die Anstalten, die er sofort tapfer ergriff, es einzudämmen. Seine ergötzten Kollegen vernahmen, wie er Rock und Hut ablegte, wohin er sie legte, was er dann tat und was er darauf dachte und wiederum tat.

Mit Genuß am eigenen Kunstwerk erzählte Herr Yon aus Florida diese Schauergeschichte. Als das Haus dann endlich — der stenographische Bericht füllt mehr als zwei engbedruckte Seiten — eine Nutzenanwendung erwartete, etwa einen Antrag auf Verbesserung der Feuerschutzmaßnahmen im Capitol, da war es plötzlich aus. Herr Yon versicherte, es sei wirklich nur ein Traum gewesen, und er danke für Aufmerksamkeit und Beifall

Dieser Spaß war also vorüber. Und die Sensation begann. Es erhob sich nämlich Herr Stone, Abgeordneter von Oklahoma. Ein Mann aus dem Walde also, aus dem großen Indianer-Territorium im Süden. Einer, der mit den Gepflogenheiten des Ostens und der großen Städte noch nicht so recht vertraut war.

Er holte eine lange Liste hervor und begann, eine ganz nüchterne Aufzählung zu verlesen. Es sei wohl, bemerkte er, in der Ordnung, daß der Staat die 435 Mitglieder des Repräsentantenhauses bezahle; sie täten ja auch etwas dafür, und wenn es die stille Andacht bei der Verkündung der aufregenden Träume des Herrn Yon sei.

Aber es ginge doch wohl erheblich zu weit, wenn die Abgeordneten auch noch ihre Frauen und Kinder, Väter, Schwiegerväter, Nichten und andere Verwandten als Sekretärinnen und sonstige Angestellte in den Gehaltslisten des Parlaments führen ließen!

Nicht weniger als 97 Abgeordnete und dazu noch 26 Senatoren (von insgesamt 96) hätte er hier auf seiner Liste

Da gäbe es — und nun packte er aus — die Tochter des Herrn X., die als angebliche Sekretärin über

3000 Dollar im Jahr (ganz hübsch, runde 1000 Mark im Monat) bezöge, seit Jahren aber in Europa lebe. Da wäre weiter Herr Y., der hätte gleich drei Verwandte bei diesem feinen Job untergebracht, und auch des Herrn Z. anmutige Tochter erhielte als Sekretärin ein Jahresgehalt von 1000 Dollar, was für ein fünfzehnjähriges Mädchen, das hier in Washington zur Schule gehe, immerhin viel Geld sei . . .

So hatte er seine Liste weiter verlesen, noch viele Namen, und dann das Haus um schleunigste Abhilfe ersucht. Er hatte sogar etwas vom Raub öffentlicher und dem Volke gehörender Gelder gemurmelt. Der Eindruck dieser Enthüllungen war minimal. Das Haus schwieg. Es beschloß nichts. Es ging über Herrn Stones Antrag schweigend hinweg. Der Mann aus dem Indianerland sollte den Mund halten

Das bedeuteten ihm seine Kollegen ein paar Tage später noch viel deutlicher, als dieser weiße Rabe ein kleines Blatt gefunden hatte, das sich aus der Veröffentlichung dieser pikanten Geschichten eine Steigerung des Straßenverkaufs versprach. Sie drohten ihm. Und daß man auch in Washington Mittel hat, unliebsame Plauderer zum Schweigen zu bringen, das wird im nächsten Abschnitt der nach den Berichten der amerikanischen Presse erzählte Fall des Senators Adamack erweisen

Damit die Herren Volksvertreter nicht über die Straße zu gehen brauchen, wenn sie von ihren Bürogebäuden seitlich vom Capitol zu den Sitzungssälen wandern müssen, hat man ihnen eine nette kleine Untergrundbahn gebaut, mit der sie rasch zur Abstimmung huschen können.

Auch sonst ist für ihre Bequemlichkeit bei der schweren Arbeit gesorgt. Restaurant und Küche bieten das Beste — staatlicher Zuschuß 50000 Dollar im Jahr; 88 Köche und Kellner sorgen für das Wohlergehen der Volksboten. Auch für die Unkosten des Friseurs und der Badeanstalt im Capitol kommt das Schatzamt liebenswürdig auf. Und das Trinkwasser für die 96 Senatoren des Capitols kostete im Jahre 1931 genau 3272,50 Dollar. Teures Wasser! Aber man kann es den so bevorzugten Dienern der Nation doch nicht gut zumuten, etwa Wasser aus einer Leitung zu zapfen. Das tun die Einwohner Washingtons. Für Senatoren aber bietet das Capitol kostenfrei sieben Sorten Mineralwasser, einschließlich dazugehöriger Flaschenöffner aus Nickel. Und ob Sommer, ob Winter — stets sind die Getränke eisgekühlt, und die Chr. Heinrich Brewing Company, der Eislieferant, kassiert gesalzene Rechnungen: so für Dezember 1930 über 197,78 oder für den Mai 1931 über 174,42 Dollar.

Die Telegrammkosten des Senats betragen etwa 10000 Dollar im Monat, also rund 100 für jeden Senator; die Ferngespräche der Herren verschlingen im Monat rund 2200 Dollar. Daneben nehmen sich die Monatsrechnungen der „Western Union Telegraph Company“ über die Wartung der elektrischen Uhren im Capitol höchst bescheiden aus: Der Spaß kostet monatlich nur 48 Dollar.

Bei so liebevoller Pflege, versehen mit den neuzeitlichsten Einrichtungen, die das Leben erst bequem und angenehm machen, läßt sich das Dasein eines Dauerredners, wie es Senator Morgan aus Alabama vor einiger Zeit führte, wohl aushalten. Von ihm ging

das Wort: Wenn er eine Rede zu halten beabsichtigt, dann teilt er den Monat in drei Teile — 10 Tage, sie vorzubereiten, 10 Tage, sie vom Stapel zu lassen, 10 Tage, seine eigene Leistung zu feiern. Viele Jahre lang hielt er eine gefürchtete Dauerrede, die sich tatsächlich über Tage hinzog, über das stets gleiche Thema, den Nacaragua-Kanal. —

Es ist ein seltsam geschäftiges Leben, das da im „Affenstall“ (die Bezeichnung stammt, wie gesagt, von einem Amerikaner!) unter der hohen Kuppel des „großen goldenen Domes“, wie man drüben das Capitol gern nennt, Betätigung sucht.

Washington und die Parlamentspolitik erscheint den meisten Abgeordneten als das gelobte Land, in dem Milch und Honig fließen. Und darüber wird später noch manche schöne Geschichte zu erzählen sein

Für heute sei dieser kurze Streifzug durch den „großen goldenen Dom“ mit einer Anekdote beschlossen, die vor einigen Jahren die Runde durch die Bundeshauptstadt machte. Sie zeigt deutlich das Vertrauen, das das amerikanische Volk seinen Vertretern entgegenbringt:

Ein Fremder, der sich vor das Capitol fahren ließ, um es zu besichtigen, merkte plötzlich, daß er nicht genug Geld besaß, das Auto zu bezahlen.

„Macht nichts“, sagte der Fahrer, nachdem er den verlegenen Gast von oben bis unten gemustert hatte, „Sie können das nächste Mal zahlen zu Ihnen hab' ich Vertrauen sehen nicht wie ein Congreßmann aus“

Ein alter Trick: „Hab kein Kleingeld!“

Wütend war Lizzy Adamack. So wütend, daß sie am liebsten das elegante Frühstücksgeschirr, das die Zofe ihr ans Bett gebracht hatte, vom Tablett gefegt hätte. Lächelnd stand Shep, ihr Gatte, sich genießerisch rasierend, vor dem Spiegel.

„Fünf Jahre“, fauchte sie ihn an, „leben wir nun in Washington . . . was hab' ich von dir gehabt? Nichts. Du weißt es ja selbst. Nicht das geringste. Diese blöde Politik wird dich noch fressen! Jetzt beginnt der neue Wahlkampf, du wirst reisen und reden und nicht zu Hause sein . . . und ich, ich werde wie immer allein sein. Hast wohl gar keine Angst, daß ich dich betrügen könnte . . . einfach aus Langeweile . . .“

Shepherd Adamack, Bundessenator in Washington, grinste. Aber er hütete sich, sie zu unterbrechen.

„Ich weiß“, zeterte sie weiter, „dir ist es gleichgültig, bei allen Bekannten unbeliebt zu sein. In jedem Monat werden wir von einer anderen Dinnerliste gestrichen, und immer, wenn du eine neue Rede hältst, höre ich, wie wieder eine Tür zugeschlagen wird. Man sagt auch, du bist ein Verräter . . . ist ja auch unnötig, ausgerechnet gegen die Transkontinental Enterprises zu Felde zu ziehen . . . ausgerechnet gegen die Leute, die zu Papas Bekannten gehören . . . ja, mit ein paar sind wir sogar verwandt . . . hör' auf damit und laß einen anderen Senator werden!“

„Aber Kind“ — Shep Adamack war jetzt sehr ernst

geworden — „ich kann die Leute, die mich gewählt haben, doch nicht im Stich lassen. Und sie haben mich nach Washington geschickt, damit ich das, was faul ist, aufdecke, nicht aber es zudecke. Und in den Transkontinental Enterprises ist manches faul . . .“

Sie war nicht zu beruhigen.

„Shep, Bester, sei vernünftig . . . wir haben genug Geld, werde wieder Rechtsanwalt, laß die Hände aus der Politik . . . Papa meint, es sei doch kindisch, die Transkontinental anzugreifen . . . und außerdem könnte dir dabei was zustoßen . . .“

Adamack lachte. „Was denn? Wir leben im Jahre 1938. Und Al Capones Methoden sind gottlob in Washington noch nicht eingeführt worden . . . nein — es bleibt dabei, ich lasse mich wieder aufstellen und der Kampf gegen die Transkontinental geht weiter!“ —

Es war am Nachmittag dieses Tages.

Im Sitzungssaal des Senats der USA., im Nordflügel des Capitols zu Washington, war es stickend heiß. Ein großer alter Herr mit weißem Bart sprach. Niemand hörte ihm zu. Er sprach über die längst aufgehobene Prohibition, die er wieder eingeführt wissen wollte. Das war sein Thema seit 1919, und die meisten Abgeordneten, die dies schon etwa hundertmal gehört hatten, gingen, ihren Durst zu löschen, ins Restaurant.

Zwei Stunden später glich das Haus einem aufgestöberten Bienenschwarm. Senator Adamack hatte gesprochen. Gegen die „Transkontinental Enterprises“. Ein Riesentrust verbarg sich hinter dem harmlosen Namen, ein gigantisches Kapital, das den Mittel-

stand in Handel und Gewerbe einfach erdrosselte. Für diesen Mittelstand hatte Adamack gesprochen.

„Für eine Menge kleiner Leute, denen man eine Chance geben muß. Kleine Leute mit sauberen Kragen. Vergessene Seelen. Einfache Kerle, wie auch ich einer sein würde, wenn mein Großvater nicht zufällig irgendwas erfunden hätte Einige von ihnen sind bestimmt so tüchtig wie die Großen in ihren Prachtbüros wenn ihnen nur die Chance gegeben würde, es zu beweisen. Aber ich werde dafür sorgen, daß ihnen diese Chance gegeben wird und wenn ich Transkontinental Enterprises zur Hölle jagen muß!“

Und dann hatte Adamack die Einsetzung eines Senatskomitees verlangt, das die Verstöße der „Transkontinental“ gegen das Anti-Trust-Gesetz untersuchen sollte. Auf diesem Umweg wollte er diesen Trust großer Industrie- und Handelsunternehmen, die jeden gesunden Mittelbetrieb aufsogen und töteten, zu Fall bringen.

Es wurde ein bewegter Nachmittag.

Klingeln schrillten wie bei Feueralarm. Depeschboten rannten nach allen Richtungen. Die berühmte Untergrundbahn von den Arbeitsräumen der Senatoren zum Sitzungssaal war so voll wie die New Yorker Subway bei Büroschluß. Selbst ältere Abgeordnete, die sonst nichts mehr aus der Ruhe bringen konnte, drängten sich in den kleinen offenen Zug.

Auf der Pressetribüne rechneten sie aus, wieviel Senatoren, die mit der „Transkontinental“ zusammenhängen, in der Patsche sitzen würden, wenn Adamacks Antrag durchkäme. „Ich hoffe“, meinte ein Reporter,

„er trägt eine kugelsichere Weste . . . die Jungen von Transkontinental werden ihm nicht sehr grün sein.“

Adamack erhob sich zum Schlußwort:

„Ich habe den Fall seit Jahren geprüft . . . ich kenne Hunderte von Geschäftsleuten, die nach einem Leben voll harter, ehrlicher Arbeit, voll Verständnis für die kleine Schar ihrer Angestellten, ihre Unternehmen im unersättlichen Rachen dieses Trust-Molochs verschwinden sahen. Jetzt sind sie geschlagen, arm, verbittert, mit ihren Familien der Not ausgeliefert Gentlemen, Transkontinental Enterprises sind ein Trust, trotz der Gesetze unseres Landes . . . sie mißachten unsere Gesetze, sie treten alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Seit langem wissen sie, was ich vorhabe, aber sie fühlen sich so mächtig, daß sie einfach nicht glauben, Sie, Gentlemen, könnten mir eine Gelegenheit zum Handeln geben. Wenn diese Leute unschuldig sind — was haben sie dann zu fürchten? Wenn sie aber schuldig sind — sind sie dann zu mächtig, zu reich, zu gefährlich für uns? Für den Senat der Vereinigten Staaten? Ich glaube nicht, und darum bitte ich, meinem Antrag zuzustimmen“

Es gab kein Ausweichen. Zu klar war Adamacks Fragestellung. Wer jetzt noch nein sagte, trat in eine Front mit den Trust-Leuten. Das aber wagte wenige Monate vor der Neuwahl keiner.

Der Antrag wurde angenommen. Ein Untersuchungskomitee von neun Senatoren sollte sich mit der „Transkontinental“ beschäftigen. —

Einige Tage später, während die Schlagzeilen der Blätter sich immer noch mit Adamacks Komitee befaßten, empfing in einem kleinen Zimmer, dessen

Türen dick gepolstert waren, in einem Bürogebäude zu Washington ein kleiner alter Mann einen seltsamen Besucher.

Der kleine alte Mann, dessen eisengraue, harte Augen mißtrauisch den Gast musterten, war der Leiter der „Transkontinental Enterprises Inc.“. Und sein Besucher, Jasper T. Mitch, war ihm als ein brauchbarer Bursche empfohlen worden, der jeden einigermaßen anständig honorierten Auftrag zu erledigen wußte.

„Wäre es Ihnen möglich“, begann der Alte vorsichtig die Unterhaltung, „für mich einige Nachforschungen anzustellen?“

„Das ist mein Geschäft“, erklärte Mitch, ein Mann mittleren Alters, mit blasser, ungesunder Hautfarbe. „Sie würden erstaunt sein, wenn Sie wüßten, in welchem Maße in Washington derartige Arbeit geleistet wird. Ich möchte sagen, daß keiner ein Amt oder irgendeine Stellung erhält, über den nicht heimliche Nachforschungen angestellt werden . . .“

„Schon gut“, wehrte der andere ab. „Wie würden Sie denn in solchem Falle vorgehen?“

„Oh — da gibt es viele Möglichkeiten. Nehmen wir einmal an, Sie wollten sich in einem Staat der USA. als Senator wählen lassen. Irgend jemand, der das verhindern will, beauftragt mich, ein wenig Umschau in Ihrer Vergangenheit zu halten. Wenn ich nun herausfände — Sie verstehen . . . daß Sie einmal als Junge bei Nachbars Hühnern ein paar Eier gemaust oder einem Mädels gegen seinen Willen einen Kuß gegeben haben . . . was meinen Sie wohl, was Ihre Wähler sagen würden, wenn Sie kurz vor Ihrer ent-

scheidenden Wahlrede als Dieb und Mädchenschänder bloßgestellt würden?“

Dem kleinen alten Herrn war es bei der Andeutung dieser Möglichkeit schwül geworden. Pfui Teufel, wenn dieser bleiche Bursche einmal für die andere Seite arbeiten würde

„Ja — ich verstehe aber hier handelt es sich doch um etwas ganz anderes“

Der andere fiel ihm formlos ins Wort.

„Weiß schon — Adamack soll zum Schweigen gebracht werden gibt genug Möglichkeiten nehmen wir mal an, der Mann, um den es sich handelt, hat seine Frau allein in die Sommerfrische geschickt dort hat sie auf einmal Angst um den Gatten und sicher wird sie mächtig in Sorge sein, wenn sie dort erfährt, daß der Teure inzwischen hier mit einer anderen Lady sagen wir mal — Auto fährt der Skandal ist rasch fertig“

„Und wenn das nicht klappt?“

Der Blasse lachte meckernd:

„Dann gibt's etwas, das bestimmt und immer wirkt: lächerlich machen! Ich kannte hier in Washington mal einen, der erpreßte Kongreßmänner einfach damit, daß er sie lächerlich machte lebte nicht schlecht davon, der Junge — ein Senator zahlte ihm großes Geld, damit er nicht veröffentlichte, daß er früher eine Lady in seinen Liebesbriefen immer sein Itsy-Bitsy-Baby genannt hatte hatte der Bursche irgendwie herausbekommen“

„So wollen Sie also den Fall Adamack übernehmen, Mitch?“

„Kommt drauf an, was Sie zahlen — erstens für

meine Informationen, zweitens dafür, daß ich Sie hinterher nicht an Adamack verrate . . .“

Das Geschäft wurde ohne Schwierigkeiten abgeschlossen.

Zum Abschied fragte der kleine alte Herr seinen Besucher:

„Sie arbeiten schon lange auf diesem Gebiet?“

„Gute zwanzig Jahre — übrigens, ohne das Gefängnis kennengelernt zu haben . . . dürfte in Washington nicht viel geben, was ich nicht wüßte.“ —

An einem dieser Sommerabende des Jahres 1938 ließ sich eine auffallend gekleidete junge Dame dem Senator Adamack in seinem Hause melden. Er war vorsichtig genug, sie in Gegenwart eines eben anwesenden Freundes zu empfangen.

Eine Wolke aufdringlichen Parfüms umschwebte die Besucherin, die sich Maxine Raleigh nannte. Sie erzählte, sie sei bis gestern die Sekretärin von Mr. Stannish gewesen. Adamack horchte auf. Stannish von Transkontinental Enterprises? Ja — wegen einer Nichtigkeit sei sie Knall und Fall entlassen worden aber sie hätte Augen und Ohren offen gehalten und wisse nun manches, was den Senator sehr interessieren würde

Adamack, der inzwischen in ihren Zeugnissen geblättert hatte, stellte sie auf die Probe.

„Arbeiteten Sie schon bei Stannish, als die Firmen Esbrock und Fennor von Transkontinental übernommen wurden?“

„Gewiß — ich besitze sogar einige Kopien des damals geführten Schriftwechsels.“

Natürlich hatte Miß Raleigh — was Adamack wohl

verstand — diese wichtigen Schriftstücke nicht bei sich. Aber sie erklärte sich bereit, sie ihm — gegen die hohe „Unkostensumme“, die er ihr sofort bot — auszuhändigen. Am liebsten aber, so betonte sie ängstlich, nicht hier in der Stadt — Transkontinental hätte lange Ohren und noch längere Arme . . . wenn es ihm recht wäre, dann solle er sie doch am nächsten Nachmittag zu einer kurzen Autofahrt in die Umgebung abholen . . . an einem ruhigen Platz wolle sie ihm dann die Kopien übergeben . . .

Sie verschwand. Entsetzt warnte Nick, der Freund, vor dieser Schlange und ihrer Falle. Adamack aber lachte; er brauchte dringend neue Unterlagen für seine Anklage; Material über den Fall Esbrock und Fennor wäre ihm eben recht gewesen.

„Unsinn, Nick — was soll mir denn am hellen Tage im Auto in der Nähe von Washington passieren? Ich verspreche dir feierlich, ich werde in kein Hotel mit ihr gehen und auch ihre Hand nicht zärtlich halten . . .“

Als das Auto am nächsten Nachmittag über die glatte Straße nach Alexandria glitt, war Adamack doch froh, daß keiner sie zu sehen schien. Lizzy, die für ein paar Tage zu ihrer Mutter nach Saratoga gefahren war, hätte über seine Begleiterin große Augen gemacht. Sie trug zu einem leuchtend roten Kleid — eine unmögliche Farbe, entrüstete sich Adamack, wenn sein Blick das Mädchen streifte — einen ebenso auffallenden Silberfuchs. —

Sie entnahm ihrer Handtasche ein Päckchen Schriftstücke, die sie ihm langsam vorlas. Er setzte die Fahrt herab, aber ehe sie an eine ihn interessierende Stelle gekommen war, entdeckte sie am Wege ein kleines,

reizend aussehendes Gasthaus. Sie bat anzuhalten, da sie sich dort ein wenig zurechtmachen wollte. Adamack hielt an, blieb selbst aber am Steuer sitzen. Er wartete geduldig. Seine Gedanken waren bei Esbrock und Fennor, den vom Trust aufgesogenen Firmen.

Die Stimme des Mädchens unterbrach ihn. Von der Treppe des Gasthofes rief sie ihm zu: „Möchte gern telefonieren, hab' aber kein Kleingeld . . .“

Adamack, noch ganz in Gedanken, vergaß alle Vorsicht, sprang aus dem Wagen, um ihr ein paar Nickel zu reichen.

Als er dicht vor ihr auf den Stufen der Treppe stand und sie ihm die Hände entgegenstreckte, gab es ein Geräusch, als wenn ein Autoreifen platzte.

Ein kleines, harmloses, gedämpftes Geräusch nur. Irgendwo fuhr ein Auto um die Ecke . . .

Es verschwand, längst ehe die Bürger von Alexandria begriffen hatten, daß der Senator Shephard Adamack in Gesellschaft einer jungen Dame in einem auffallend roten Kleid auf der Treppe des Gasthofes „Alexandria Inn“ angeschossen worden war.

Und ausgerechnet in den Sitz seiner Hose war Senator Adamack geschossen worden!

Als er später im Hospital erwachte, verlangte er, daß sofort Lizzy, seine Frau, benachrichtigt wurde. Dann fragte er seinen Freund Nick, ob die Presse denn schon etwas gebracht hätte . . .

Nick stöhnte nur. „Nicht auszudenken . . . ganz Washington lacht, die ganze Union lacht . . . sogar geknipst haben sie die Szene auf der Treppe . . . wenn sie dich wenigstens in die Schulter geschossen hätten . . .“

„Oder ins Herz“, fügte Adamack seufzend hinzu.

Lizzy erschien. Sie erwies sich als ausnehmend vernünftige Frau. Der gute Shep war da in eine geschickt aufgebaute Falle getappt, in der als Köder das Mädchen mit dem Silberfuchs befestigt war. Außerdem hatte die Person ein gräßliches Parfüm, das noch immer in Sheps Arbeitszimmer schwebte

„Zum Teufel“, brummte Adamack, als er am nächsten Tag die Zeitungen las. „Die Untersuchung ist im Eimer der ganze Senat wird als grinsender Zuschauer erscheinen alle werden sich die Hälse ausrecken, um meinen Verband zu sehen keiner wird auch nur ein Wort von dem hören, was ich zu sagen habe am besten wär's, wir bliesen die Sache ab bin schon lächerlich genug!“

Nick war anderer Meinung. Er sagte nichts, aber er beschloß, den Dingen auf die Spur zu gehen. Daß er sich dabei der Mittel bediente, die die Gegenseite in so reichem Maße zur Anwendung brachte nun, das erzählte er seinem Freunde Shep erst viel später.

Kurz und gut: Auf der Spur, die das Mädchen Maxine hinterlassen hatte, traf er nach einigen Irrwegen auch einen blassen Mann namens Mitch. Er hatte schon von ihm gehört, und es gelang ihm auch, eine Journalistin aufzutreiben, die etwas von diesem Mitch wußte und gegen ein entsprechendes Honorar auch ausplauderte.

Da nahm er ihn in die Zange. Wie er es anstellte, hat er nie verraten. Schön werden seine Methoden nicht gewesen sein, aber einen verschlagenen Gegner faßt man nicht zärtlich an.

Nach einer Woche konnte er Adamack bedeuten,

die erste Sitzung des Komitees könnte nun ohne Sorge stattfinden. Sie wurde eine Sensation. Sie dauerte nämlich nur eine einzige Minute. Adamack hatte das Mädchen Maxine, das diesmal einen auffallenden Hut trug, und den blassen Mitch als Zeugen laden lassen. Mitch trug keineswegs mehr seine frühere Blasiertheit zur Schau; er war sichtlich nervös und mager geworden und sah scheu zu Maxine hinüber.

Adamack rief den Namen Jaspar T. Mitch — und das war alles, was hier gesprochen wurde. Denn im gleichen Augenblick stand ein anderer Senator auf, der im Auftrag der „Transkontinental Enterprises“ verkündete, sie sei bereit, sich dem Rat Adamacks zu fügen. Den aufgesogenen Firmen würde die Selbstständigkeit zurückgegeben werden

Es war ein Sieg. Aber nur dadurch errungen, daß ein entschlossener Mann, jener Freund Nick, das überaus fein gestellte Netz skrupelloser Gegner zerlegt hatte. Es geschieht nicht selten in Washington, daß dies gelingt. Die Geschichte des Capitols, dieses „großen goldenen Domes“ amerikanischer Parlamentskorruption, ist überreich an ähnlichen Fällen, die fast immer anders ausgingen.

Und es spricht nur für die Regel, daß der Fall des Senators Shephard Adamack die seltene Ausnahme blieb.

Denn in allen Staaten der USA. nenn man — gewiß mit einiger Übertreibung, aber doch wohl auch mit gewissem Recht — Washington die teuerste, ungesundeste, schlechtest verwaltete und zugleich — lebensgefährlichste Stadt des Landes.

Ein paar Zahlen aus der Kriminalstatistik der Vereinigten Staaten:

Im Jahre 1936 wurden in Washington 63 Menschen ermordet. In den gleich großen Städten Kansas City waren es 56, Pittsburgh 42, San Francisco 22, Buffalo 11, Boston 9.

Im gleichen Jahre geschahen in Washington 861 Raubüberfälle, eine Zahl, die nur von Pittsburgh ein wenig übertroffen wurde, während die anderen Städte gleicher Größe weit darunter blieben. Auch mit der Zahl von 2637 Einbrüchen in diesem Jahr 1936 hält Washington den Rekord vor den genannten Städten.

Diese gleiche Stadt Washington aber verfügt bei jetzt rund 730000 Einwohnern nur über zwei städtische Krankenhäuser mit insgesamt 150 Personen Pflegepersonal. Kein Wunder, daß die Tuberkulose hier 89 von 100000 Menschen wegrafft gegen 47 im Durchschnitt aller anderen Städte der Union. In den Elendsquartieren der Bundeshauptstadt (jawohl, auch die gibt es hier, kein halbes Dutzend Häuserblocks vom Weißen Haus entfernt!) hausen, und 180000 Neger in unmöglichen Spelunken; von ihnen sterben sechsmal so viel an Tuberkulose als weiße Einwohner der Bundeshauptstadt. Ein amtlicher Bericht über die Wohnverhältnisse Washingtons zeigt Zustände, die wir nur noch aus den Städten der Sowjet-Union kennen. In den meisten Mietskasernen gibt es nur Einzimmerwohnungen, vom Keller bis zum Dach. Sie werden von fünf- und sechsköpfigen Familien bewohnt. Die Schulen sind überfüllt, geordneter Unterricht ist zur Sage geworden.

Und fügt man noch hinzu, daß es in den schlecht

erleuchteten Straßen sogar in der nächsten Umgebung des Weißen Hauses — etwa im Raum zwischen K-Straße, Thomas-Ring, 14. und 15. Straße — eine ganz öffentlich betriebene billigste Prostitution gibt, so daß Washington eine im Verhältnis höhere Zahl von Geschlechtskranken hat als die ersten zehn Großstädte der Union — im Jahre 1940 waren es rund 10000 neue Erkrankungen — dann rundet sich das Bild dieser Stadt, das nach dem Willen seiner Bewohner das Zentrum des Erdballes sein sollte

„Eier-Charleys“ seltsames Reich

Wenn die Fremdenführer durch die Sehenswürdigkeiten Washingtons ihren Rundgang durch das Capitol mit einem Besuch der Amtszimmer des Vizepräsidenten des Senats abschlossen, dann pflegten sie die geduldige Herde ihrer wißbegierigen Schäflein auf die größten Sehenswürdigkeiten im „großen goldenen Dom“ mit diesem Spruch vorzubereiten:

„Eier-Charleys Büros sind eine Kreuzung aus einem indianischen Häuptlingszelt und dem Harem eines Sultans . . .“

Ein ganzer Flügel im „Senate Office Building“ war für diese sonderbaren Amtsräume abgeteilt worden. Der Empfangsraum glich mit seiner Sammlung tiefer, weichgepolsterter Sessel einer Hotelhalle, die Zimmer der Girls und Boys seines Stabes waren mit kostbaren Möbeln verschwenderisch ausgestattet — dies alles aber war kümmerlich gegen Charleys eigenen Salon, rechts vom Empfangsraum.

Drei Zoll hohe Goldbuchstaben auf schwarzer Ebenholztür kündeten das Heiligtum an: „Der Vizepräsident“. Eine Schloßhalle öffnete sich; die Unzahl von Sesseln und Ruhebetten, die an den Wänden standen, vergrößerten die Ausdehnung dieser Reitbahn nur noch.

Ein riesiger Tisch von gewaltigen Dimensionen, einem Blockhaus von Riesen entnommen, zierte das

Ende der Höhle. Kirschrot glänzte sein Holz, kirschrot wie alle anderen Möbel des endlosen Raumes. Ein ebenso gewaltiger Thron aus roh behauenen Baumstämmen stand wuchtig und beherrschend hinter dem Tisch. Sechs Fuß hoch war seine Lehne; vergoldete Lettern bildeten an ihrer Spitze die lapidaren Worte: „The Chief — der Chef“. Eine zolldicke Schnitzerei bedeckte die Mitte der Lehne, und das merkwürdige Wort „Ko-Tna-U-Ca-She-Thi-Ce-Xtsi-Mo-Ko-On-thia-Etto-N“ umrahmte das Medaillon. Es schien einem Geheim-Code entnommen, und außer dem „Chef“ kannte keiner seine Bedeutung — wenn es überhaupt je eine besaß.

Die Wände dieses seltsamen Raumes aber schmückten oberhalb der schwellenden Ruhebetten, die die Fremdenführer wohl zu dem gelungenen Vergleich mit dem Harem eines Sultans herausforderten, Hunderte von Bildern — Photos, Federzeichnungen. Bleistift- und Farbskizzen — die alle nur den gleichen Kopf zeigten:

Eier-Charley. Den „Chef“. Den Vizepräsidenten des Senats der USA.

Indianische Waffen und eine Sammlung ausgetretener Mokassins baumelten unter der Decke, ein Indianerzelt war in einer Ecke aufgebaut. In den anderen lehnten buntfarbige Banner. Jedes Möbelstück war mehr als doppelt so groß wie normale Sitzgelegenheiten oder Tische; trotzdem verloren sie sich in der endlosen Tiefe dieses verrückten Thronsaals.

Sein Bewohner war „Eier-Charley“, der Vizepräsident des Senats. Einer von der ganz alten Garde des Capitols. Schon immer war er dabei, solange man

denken konnte. Präsidenten hatte er kommen und gehen sehen — er war geblieben.

Natürlich hatte er auch einen bürgerlichen Namen. Aber man mußte schon im Verzeichnis der Mitglieder des Senats nachschlagen, um festzustellen, daß der Senator von Kansas als Charles Curtis eingetragen war. Man kannte ihn nur als „Eier-Charley“, und das war so gekommen:

Einst hatte er es, um seine Wiederwahl zu sichern, für nötig gehalten, sich wieder einmal um die Farmer seines Staates zu kümmern. Ihre Klagen und Nöte begehrte er zu wissen. Da baten sie ihn, sie vor der Einfuhr sehr billiger getrockneter und gefrorener Eier aus Asien, mit deren Preisen die Produkte ihrer Hühner nicht konkurrieren konnten, zu schützen. Er war zu Tränen gerührt — jedenfalls brachte er es in diesem wichtigen Augenblick fertig, ein paar salzige Tropfen über die gutgepolsterten Bäcklein rinnen zu lassen.

Der Farmer war er damit sicher. Ihre Stimmen gehörten ihm. Für immer. Denn viermal oder auch acht- und zehnmal in jeder Sitzungsperiode des Senats hielt er seine berühmte Rede, die mit den Worten begann: „And what about eggs und was die Eier angeht“; bald trug sie ihm den Spitznamen „Eier-Charley“ ein.

Das heißt, den erfuhren die biedereren Farmer im fernen Kansas wohl nie. Sie hörten immer nur, daß ihr Senator Curtis sich wieder einmal für ihre Eier eingesetzt hatte. Und dafür wählten sie ihn immer wieder

Ein feines Leben führte dieser „Eier-Charley“. Das

elegante Mayflower-Hotel in der Connecticut-Avenue rechnete es sich zur Ehre an, ihm ein Zehn-Zimmer-Appartement, das sonst eine Jahresmiete von 25000 Dollar kostete, für eine lächerliche Anerkennungsgebühr zu überlassen. Es wußte, was es an einem so rührigen, betriebsamen Vizepräsidenten hatte. Die Direktion baute ihm, da er es verlangte, sogar einen eigenen Fahrstuhl zu seinen Gemächern ein.

Ein Volksvertreter kann schließlich nicht mit anderem Volk im Fahrstuhl nach oben schweben!

Das war „Eier-Charley“, der Vizepräsident des Senats, einer Körperschaft, in dem oft so merkwürdige Affären passierten, daß man ein ganzes Buch damit füllen könnte.

Im Juli 1931 zum Beispiel berief Präsident Hoover den Senat zu einer Sondersitzung von vier Tagen zusammen, um den Londoner Vertrag der Seerüstung zu ratifizieren. Aus allen Ecken der Union eilten die Senatoren, die schon in den Ferien gewesen waren, herbei.

Und damit begann bereits ihr Geschäft.

Vielleicht hatten sie es darum so eilig, alle pünktlich zur Stelle zu sein

Denn ein findiger Reporter, William P. Helm, der 17 Jahre lang Zeitungsmann in Washington war, hatte sich damals für die ursprünglich höchst nebensächliche Frage interessiert, was die Reise der 96 Volksboten zu dieser Viertagesitzung eigentlich gekostet hat. Aus den amtlichen Unterlagen des Senats hat er seine Feststellungen getroffen: Und siehe da — sie ergaben dies:

Nicht ein einziger der 96 hat den richtigen, ehrlich

von ihm verauslagten Betrag für das Reisegeld berechnet und einkassiert. Alle haben das getan, was man sehr milde als „schummeln“ bezeichnen würde, was in Wahrheit aber glatter Betrug ist.

Die Beweise? Bitte — unser Gewährsmann führt für jeden einzelnen die genauen Angaben der Senatskasse an. Zahlen über Zahlen:

Am Morgen des 7. Juli 1931 fuhr Senator Philip Lee Goldsborough von seinem Wohnsitz Baltimore nach Washington. Dauert 40 Minuten und kostet 1,44 Dollar. Wenn man den Salonwagen benutzt, kostet's 75 Cents Zuschlag. Gut — soll er Salonwagen fahren, macht dann 2,19 Dollar, hin und zurück also 4,38 Dollar. Liquidiert hat er runde 16 Dollar,

Das war noch billig gegen seinen Kollegen Black aus Alabama. Die Reise von seinem Wohnsitz Birmingham nach Washington und zurück kostet einschließlich zweimal Schlafwagen 72,10 Dollar. Kassiert hat er 305,20 Dollar.

Ein anderer (wir könnten 96 aufführen): Senator Smoot aus Utah. Reisekosten von seinem Wohnort Provo bis zur Bundeshauptstadt und zurück, dazu zweimal Schlafwagen: 212,96 Dollar. Ausgezahlt: 978 Dollar.

Der biedere Hiram Johnson aus Kalifornien ist ein wackerer Streiter gegen die Korruption in öffentlichen Ämtern. Er kassierte damals 1292,80 Dollar für die Reise von San Francisco bis Washington und zurück — andere Amerikaner fuhren die gleiche Strecke im gleichen Zuge für 274,76 Dollar.

Sogar der Multimillionär Couzens, Senator des Staates Michigan, nahm den kleinen Gewinn von

188,14 Dollar, den er bei der Abrechnung seiner Reisekosten von Detroit nach Washington machte, gern mit.

Ja, fragt der erstaunte Leser, gibt es denn da zum Donnerwetter im Kassenbüro des Senats keinen Menschen, der einmal nachrechnen könnte, wieviel die Reise von Detroit bis Washington wirklich kostet?

Doch, doch — den Mann gibt's. Er rechnet auch nach. Er findet alles in der Ordnung und zahlt aus. Es ist ja auch alles in Ordnung. Denn die Herren Senatoren schummeln nicht, wie es jedem etwa beliebt, sondern sozusagen gesetzlich und nach den Spielregeln. Sie haben sich nämlich ein für allemal geeinigt, daß ein altes Gesetz aus dem Jahre 1866 für sie Gültigkeit behalten soll. Damals nämlich, als man in Amerika noch mehr mit Pferd und Wagen als mit der Eisenbahn reiste, hatte der Senat beschlossen, jedem Mitglied einen Durchschnittssatz für seine Reisekosten zu zahlen, weil sich's anders kaum berechnen ließ. Man einigte sich auf 40 Cents auf jede Meile.

Und diesen netten runden Satz lassen die Herren heute noch gelten. Man kann mühelos dabei verdienen, und auch die kleinen Gewinne soll man nicht auslassen. Klein hat bekanntlich jeder Millionär angefangen

Noch ein anderer Trick ist dabei. Auch sehr hübsch ersonnen. Die Reisekosten werden nicht nach der wirklich zurückgelegten Entfernung berechnet, sondern gelten auf jeden Fall vom Heimatort bis zur Bundeshauptstadt. Ein Senator — das gleiche gilt übrigens auch für die 435 Mannen des Repräsentantenhauses — aus dem Staate Oregon kann sich aber eben zu Besuch in Alexandria, dicht bei Washing-

ton, am anderen Ufer des Potomac, aufhalten und dort die Aufforderung zur Sitzung erhalten. Ist ja möglich und kommt ähnlich sicher oft vor. Alexandria ist von Washington genau 9 Meilen entfernt. Hilft ihm gar nichts. Er muß die Taxe für die 3000 Meilen von seinem Heimatort annehmen. Und er nimmt sie gern

Der Senat hat natürlich bisweilen Ferien, damit die Männer nach der harten Arbeit der Sitzungen der Ruhe pflegen können. Damit die Zeit aber nicht ungenutzt verstreiche, ist es nützlich, sich in den letzten Wochen der Sitzungsperiode nach einem Ferienjob umzutun. Das heißt, man setzt schnell einen Haufen Kommissionen ein, deren Mitglieder auf Staatskosten in den Ferien irgendwas erforschen oder untersuchen sollen.

Gute Idee, dachte Senator Walcott aus Connecticut vor einigen Jahren, ging hin und dachte sich etwas sehr Apartes aus. Mit Zustimmung der anderen Kollegen, die zumeist schon versorgt waren, ließ er sich zum Vorsitzenden eines Komitees wählen, das das Leben wilder Tiere in den USA. erforschen sollte.

Vier Mann gehörten zum Verein. Zwei gute Freunde wurden sofort angestellt, Herr Morris Legendre für 5000 Dollar im Jahr als Sekretär, Herr Charles Shoemaker für 4500 als „special investigator“, als Spezialforscher. Zwei Bürokräfte vermehrten den Stab. Ein Büro wurde eingerichtet, viele Räume natürlich, neue Möbel wurden gekauft. Und dann begann der Spaß.

Es wurde auch einer. Nämlich, ein langer, wunderbarer Ausflug durch die schönsten Gebiete der Vereinigten Staaten. Sie ritten in die Berge, sie glitten im

Boot die breiten Ströme hinab, sie schwebten im Flugzeug über die weiten Prärien, sie blickten auf langen Fahrten durch die spiegelnden Scheiben der Pullmann-Züge, von wo man ja am besten das Leben der wilden Tiere beobachten konnte. Picknicks im Walde und Fahrten zum Fischen folgten, und überall wurde herrlich getafelt und noch besser gebechert.

Fast ein Jahr waren die Herren abwesend. Die Gage in Washington ging weiter, sie waren ja dienstlich unterwegs. Ein wunderbares, freies Leben führten sie, ähnlich dem der wilden Tiere. In den großen Städten ihres Landes standen inzwischen die „Brotlinien“ hungernder Menschen vor den Suppenküchen der Heilsarmee, schrien unterernährte Kinder nach einem einzigen Stück Brot, zogen Zehntausende von Farmerfamilien durch die ausgeplünderten Gebiete des einst so reichen „Weizengürtels“ im Mittelwesten

Die vier Senatoren und ihr Stab ließen sich's inzwischen gut sein. An jedem einzelnen Tage. Denn für jeden Tag ist ihre Rechnung im Archiv des Senats aufbewahrt. Für jeden einzelnen Tag könnte man ihr Tun und Treiben verfolgen. Es ist genug, ein paar Tage zu beleuchten — die anderen waren nicht anders.

Am 25. und 26. August erforschten die Senatoren das Leben wilder Tiere, soweit es sich vom Royal York Hotel in Toronto überblicken ließ. Toronto liegt zwar schon in Kanada, aber man kann, dachten die Forscher, nie genug sehen

Diese beiden Tage kosteten, laut Rechnung des Hotels, die wohl absichtlich nicht allzu sehr spezifiziert wurde, genau 265,57 Dollar. Dazu kam eine zusätzliche Rechnung von 13,55 Dollar für Speisen und Ge-

tränke, die den verschmachtenden Forschern noch mitten in der Nacht serviert werden mußten. Die Herren selbst berechneten für Trinkgelder und Zigarren am 25. August 12,— Dollar, am folgenden Tage 24,— Dollar.

So ging das weiter, Tag für Tag, und kreuz und quer durch Nordamerika. Ob sie nun unter den Klubsesseln eines feudalen Hotels in Santa Fé, tief im Süden, wilde Tiere suchten oder in den Bars von Los Angeles (es wurde früher berichtet, daß es dort eine gefährliche Art blondgelockter Haifische gibt, die den Forschungstrieb natürlich reizte), ob sie einen exklusiven Klub von Sportfischern im Staate Michigan beehrten oder rasch mal im Flugzeug nach Süd-Carolina sprangen — jeder Tag war großartig, amüsant und nützlich angewendet. Und jeder Tag kostete viel Geld — aber das zahlten die Herren ja nicht aus der eigenen Tasche. Und wenn der Sekretär Legendre, der die Kasse führte, am 19. und 20. Oktober haargenau 1150.59 Dollar nur für Essen, Trinken und Schlafen auszahlte, dann war das zwar mehr, als eine Arbeiterfamilie in einem ganzen Jahr insgesamt und mit allen acht oder zehn Händen verdienen konnte, vom Einkommen eines Farmers ganz zu schweigen — aber was ging das eigentlich die Forscher des Senats an?

Als sie nach Jahresfrist heimkehrten, da hatten sie alles gesehen, was schön war, alles gegessen, was teuer, und alles getrunken, was scharf und gebrannt war.

Und der ganze Spaß hatte rund 27 000 Dollar, etwa 108 000 Mark, gekostet, wie die Akten des Senats einwandfrei aussagen!

Billig, billig — mochten die Forscher denken. Was hätte das erst gekostet, wenn wir uns auch noch um die wilden Bestien gekümmert hätten . . . gut, daß wir keine gesehen haben.

Der Erfolg dieser braven Kommission ließ andere nicht schlafen. Auch sie strengten alsbald die Köpfe an, und auch sie ersannen was Feines. So machten sich sechs Mann auf, um zu Weihnachten dieses gleichen Jahres, bald nach der Heimkehr der Tierforscher, das Land zu besichtigen, das für die Anlage eines neuen Nationalparks später einmal vielleicht bestimmt werden sollte. Senator Tasher L. Oddie aus Nevada war der Anführer.

Der Zufall wollte es, daß dies Land im sonnigen Süden, im Miami in Florida, lag. Was blieb übrig, als dem häßlichen Winter in Washington zu entfliehen und der Sonne zu folgen? Zumal die Stimmung in der Bundeshauptstadt bei damals 5 Millionen Arbeitslosen, verkürzter Arbeitszeit und verkürzten Löhnen, bei allgemeiner Trostlosigkeit und wenig weihnachtlicher Laune den Herren doch arg auf die Nerven ging.

Sie fuhren also am ersten Weihnachtstage los. Nach Miami, in den Süden. Auch ihre Reise ist aktenmäßig und für jeden Tag festgelegt. Nur ein paar Zahlen: Fahrtkosten einschließlich Schlafabteilen hin und zurück 1288,78 Dollar. Vom 28. Dezember bis zum 3. Januar blieben sie im Hotel Pancoast in Miami. Kostenpunkt für alle: 911,17 Dollar. Miete für die beiden Hausboote „Windswept“ und „Chicot“ für 5 Tage = 1687,50 Dollar. Die 168 Aufnahmen, die die Senatoren von sich und ihrer aufreibenden Arbeit machen ließen, wozu zwei Photographen engagiert

wurden, kosten Stück für Stück einen Dollar, also 168 Dollar.

So daß dieser hübsche Neujahrsausflug das amerikanische Volk, von dem ein guter Teil hungerte, nebst einigen kleineren Spesen genau 4055,45 Dollar kostete — zu deutsch rund 17000 Mark.

Man kann es verstehen, daß die Mitglieder dieser Kommission sich, wenn sie nach durchwachter Nacht am nächsten Mittag sich zu neuer Arbeit zusammenfanden, mit dem fröhlichen Zuruf grüßten:

„Hail Hail! The gang's all here!“

Was auf deutsch so heißt:

„Hell — die Bande ist beisammen!“



